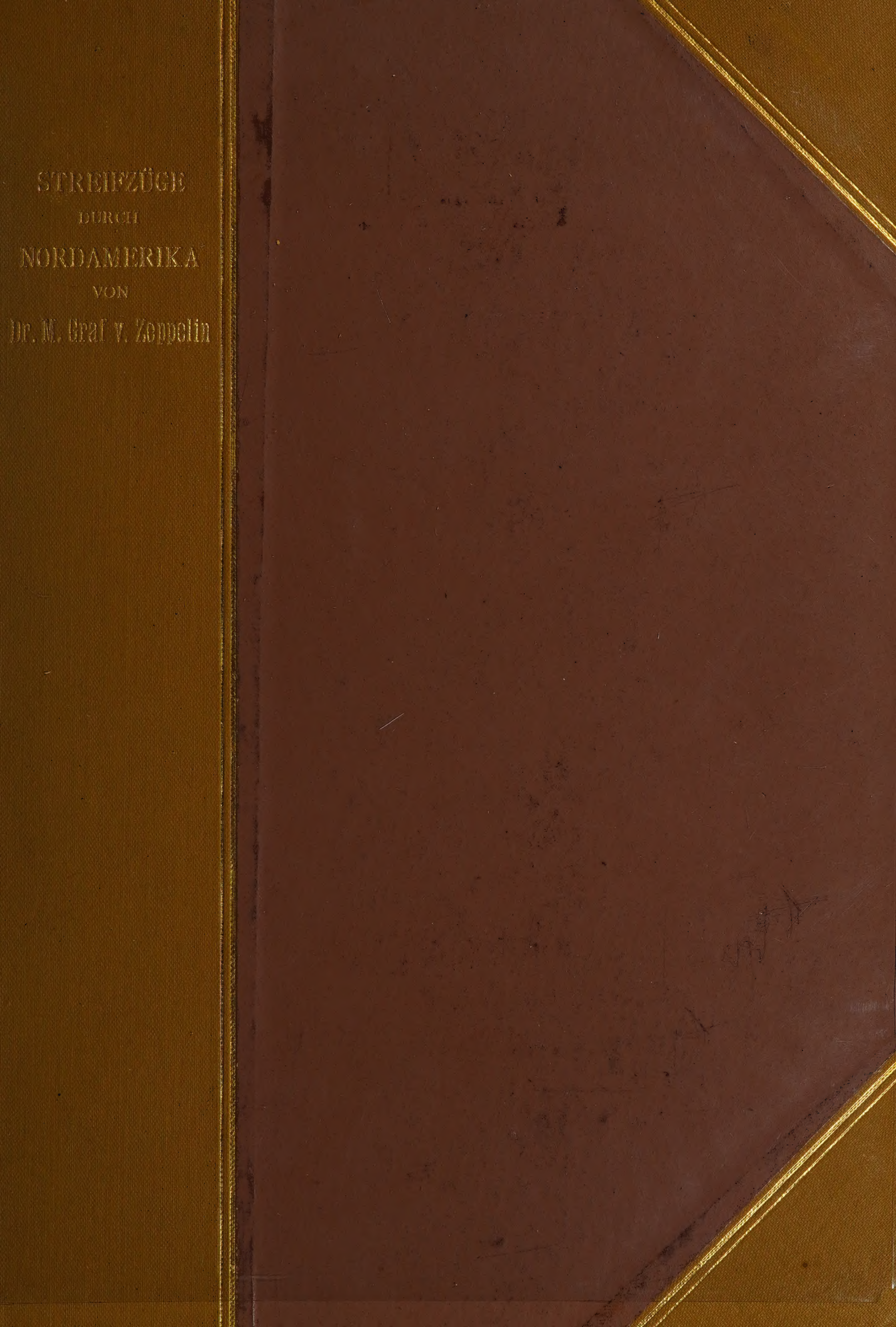
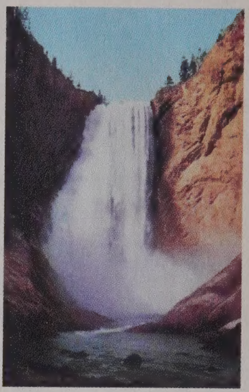
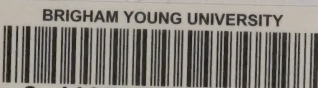

STREIFZÜGE
DURCH
NORDAMERIKA
VON
Dr. M. Graf v. Zeppelin




BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 23984 4464



STREIFZÜGE

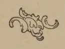
DURCH

NORDAMERIKA

VON

DR. MAX GRAF V. ZEPPELIN

K. WÜRTT. KAMMERHERR.



SEPARATABDRUCK AUS „VOM FELS ZUM MEER“.



STUTTGART

DRUCK DER VEREINS-BUCHDRUCKEREI.

1896.

Das Grand Canon des Colorado in Arizona.

Zu den vieltausend Reisenden, welche 1892 nach Amerika zogen, gehörte auch ein kleiner Kreis von acht Herren, unter denen ich mich befand. Wir waren in hohem Grade neugierig und gespannt, mit eigenen Augen zu sehen, was von all den fast unglaublichen Dingen, welche amerikanische und andere Blätter über die Ausstellung in Chicago verkündet hatten, Wahrheit oder Dichtung sei!

War so die «Fair» auch für uns die treibende Kraft, so hatten uns doch in erster Linie die uns allen gemeinsamen Interessen der Jagd zusammengeführt, sowie das Verlangen, die Vereinigten Staaten und ihre thatkräftigen Bewohner, die durch rastlose Arbeit innerhalb eines Jahrhunderts eine neue Welt geschaffen haben, aus eigener Anschauung einmal kennen zu lernen.

Nahezu sechs Monate verwendeten wir auf die Reise, wir besahen uns die Hauptsehenswürdigkeiten der Union und verweilten bald hier, bald dort längere oder kürzere Zeit. Die «weisse Stadt» am Michigan Lake übergehe ich vollständig, man hat ja über Chicago und seine Ausstellung so unendlich viel gehört und gelesen, dass einem dieses Thema längst «über» ist. Der Zweck meiner Veröffentlichungen soll vielmehr der sein, den Lesern dieser Schrift einige Naturbilder aus dem Westen zu schildern, aus Gegenden, welche noch nicht so allgemein bekannt und besucht sind, wie der Osten des Landes mit seinen

monotonen Millionenstädten, und deshalb vielleicht von einigem Interesse sein dürften. Auch einige unserer Jagdpartien sollen späterhin hier beschrieben werden.

Ehe ich auf den eigentlichen Gegenstand dieses ersten Aufsatzes eingehe, möge mir eine kurze Skizzierung unsres Reiseweges gestattet sein. Von New York ging die Fahrt zum Niagara, der ja zu den anziehendsten Schaustücken des Landes gehört. Wohl gibt es Leute genug — und ich fürchte fast, wir gehörten auch zu ihnen —, welche sich diese Gigantenstürze noch überwältigender vorgestellt haben und nun beim plötzlichen Anblick einigermassen enttäuscht sind. Es ist eine oftmals sich wiederholende Thatsache, dass der erste Eindruck eines der erhabensten Naturwunder nicht so packt und ergreift, als man erwartet hat; erst bei häufigerem Betrachten und Vertiefen steigt das Gesehene zu seiner ganzen grossartigen Herrlichkeit empor!

Statt der einförmigen Eisenbahnfahrt wählten wir von Niagara-Falls aus den abwechslungsreicheren Seeweg über den Erie, Huron und Michigan bis Chicago. Nach vierzehntägigem Aufenthalt brachte uns die Bahn durch die Staaten Illinois, Missouri, Kansas und Colorado, jenem hochgelegenen Wunderland für Lungenkranke. Die Hauptstadt Denver, die «Königin der Ebenen», ist eines der hervorragendsten Beispiele von dem phänomenalen Wachstum der westlichen Städte; sie besteht 35 Jahre und zählt heute über 160000 Einwohner. Südlich von Denver liegt Colorado Springs, der besuchteste Badeort von Colorado, für den Reisenden jedoch ohne besonderes Interesse; es ist eine Temperenzstadt, und schon deshalb wird sich ein gesunder Deutscher nicht lange dort aufhalten! Höchst lohnend ist die Wagenfahrt von Colorado Springs nach dem reizenden Orte Manitou durch den «Garden of the Gods». Dieser etwa 760 Morgen grosse «Göttergarten», zur Buntsandsteinformation des Jura gehörig, zeichnet sich



1. Rote Sandsteinbildungen im «Garden of the Gods».

durch seine eigentümlichen Erosionsbildungen aus, die uns als phantastische Gebilde aus feuerrotem oder weissem Sandstein überall vor Augen treten (s. Bild 1). Teils sind es gewaltige Felsen, von denen einer bis zu 330 Fuss emporragt, oder einzelne kleinere Steinpyramiden, teils seltsame Figuren, die einem Pilze, einem Tisch u. s. w. gleichen, ähnlich, wie sie in unserm Riesengebirge vorkommen.

Von Manitou aus wurde mit der 1891 eröffneten Zahnradbahn die Fahrt auf den Pike's Peak unternommen, einen der höchsten Gipfel des Felsengebirges, der nur um wenige hundert Meter niedriger ist als der Montblanc. Auf der Höhe angelangt, befiel uns die sogenannte Bergkrankheit, die sich durch Herzbeklemmungen, Atemnot und leichten Schwindel kund gibt. Wir waren so matt, dass wir die schöne Fernsicht kaum geniessen konnten.

Wir treten nun, die Reise fortsetzend, in einen andern Staat, New Mexico, ein, den sogenannten Sonnenscheinstaat, der seinem Namen wahrlich alle Ehre macht! Die Gegend, die wir durcheilen, ist eine trostlose Wüste, öde Prairie; stets hat man das erdrückende Einerlei vor Augen, und so geht es Tage und Nächte ohne jede Abwechslung über diese unermesslichen Flächen. Die Prairie ist gleich einem Ozean, man sieht nichts als Himmel und leichtgewelltes Land, und zudem wird man in den Eisenbahnwägen dermassen hin und her geschüttelt, dass man sich in der That auf schwankendem Schiffe zu befinden meint. Treten dazu noch Fälle von See- respektive Bahnkrankheit, die sich bei der starken Bewegung gar nicht selten einstellen, so ist die Täuschung entschieden eine vollständige! Das rote ausgebrannte Erdreich ist durch monatelangen Wassermangel zerrissen und zerklüftet, hie und da sehen wir einen schwachen Versuch der Anpflanzung mit Kakteen oder Aloen, sonst sind es nur dürre Pflanzengestalten und

Prairiegräser, die spärlich den Boden bedecken. Uebrigens besitzen diese Gräser sehr hohen Nährwert, daher die grossartige Viehzucht in New Mexico und Arizona. Längs der ganzen Bahnlinie liegen Skelette von Rindern zu Hunderten herum, die vom Cowcatcher (Kuhbeseitiger) der Lokomotive ergriffen und erdrückt wurden, ein widerlicher, trauriger Anblick! Der Eintönigkeit der Gegend entspricht ihre äusserst geringe Bevölkerung. Elende Lehmhütten bilden ihre Behausung, die man kaum sieht, denn sie haben dieselbe Farbe wie der Boden, auf dem sie stehen und aus dem sie bestehen; auch die armseligen Geschöpfe, die darin ihr Dasein fristen, haben sich infolge von Wasser-Scheu oder -Mangel der Naturfarbe völlig angepasst!

Die endlosen Fahrten durch die sonnerfüllten Steppen gehören keineswegs zu den grössten Annehmlichkeiten. Wie naiv ist doch der glückliche europäische Kinderglaube, dass amerikanische Bahnfarten das Nonplusultra von Bequemlichkeit seien! Wer, wie wir, über 16000 Meilen auf amerikanischen Bahnen zurückzulegen das Glück hatte, ist sich nicht nur darüber durchaus klar, dass diese fürs Auge allerdings ganz wunderbaren Pullman-Cars und andre Palastwägen im praktischen Gebrauch höchst unbequem sind, sondern auch darüber, dass man in Amerika, wenigstens im Westen, meist viel langsamer fährt, als bei uns. Die Durchschnittsgeschwindigkeit gewöhnlicher Züge beträgt etwa 33 Kilometer per Stunde, in Deutschland 45. Schnelligkeiten wie die der Jagdzüge Berlin-Köln oder Hamburg mit 70 und mehr Kilometer werden nur auf den östlichen Bahnen erreicht und in einzelnen Fällen vielleicht übertroffen. Eine Masse Zeit geht durch überflüssig langen Aufenthalt auf Stationen verloren und ebenso beim Passieren von Brücken zweifelhaften Charakters damit, dass ein Zugbeamter erst die Brücke daraufhin flüchtig untersucht, ob wohl der Zug ohne zu grosse Gefahr darüber fahren kann!

Abgesehen von allen möglichen Belästigungen von seiten des Personals hatten wir von der Hitze unendlich zu leiden, Wolken groben Granitstaubes fegen über die sonnenglühenden Prairien, und jeder Luftzug bringt dichte Staubwolken ins Coupé; die Fenster dürfen daher meist nicht geöffnet werden, und so stieg die Temperatur mitunter auf die wonnige Höhe von 126° F. (52° C.). Der Amerikaner mit seinem stark ausgeprägten nationalen Selbstbewusstsein schaut natürlich mit mitleidigem Achselzucken auf unsre Bahneinrichtungen herunter! Rühmend muss übrigens unsern Verhältnissen gegenüber hervorgehoben werden, dass die Fahrpreise drüben sehr viel niedriger sind, und dass zudem das Gepäck in der Regel frei ist. Allein trotzdem ging unser Urteil einstimmig dahin, dass man bei uns ganz bedeutend angenehmer und selbstverständlich weit sicherer reist, als in Amerika. Wie oft haben wir uns aus diesen prunkvollen Marterkästen heraus nach unsern einfachen, praktischen Coupés gesehnt!

Wir kamen nun, die Atchison, Topeka und Sta. Fé Railroad benützend, nach der ganz kleinen Station Flagstaff, dem Ausgangspunkte zum Besuche des Grand Canon, das meiner Meinung nach zu den allerersten Sehenswürdigkeiten der Union und überhaupt zu den staunenerregendsten Naturwundern auf Erden zählt.

Was zunächst den Namen Canon anbelangt, so ist er spanischen Ursprungs und bedeutet Felsschlucht. Zahlreiche Thäler in New Mexico, Colorado und Arizona zeigen Neigung zur Canonbildung. Diese seltsamen Einschnitte mit steil abfallenden, wenig gegliederten Rändern sind oft mehrere tausend Meter in festes Gestein eingegraben. Am grossartigsten und bis ins äusserste Extrem entwickelt tritt uns jedoch das Canon des Rio Colorado in Arizona vor Augen. Es besteht aus einem Hunderte von Meilen langen, im sogenannten Grand Canon 10 bis 18 Kilometer breiten

System von senkrechten Schluchten, in welchen tief unten der Colorado, oft nur als schmaler roter Faden sichtbar, dahinströmt.

Die ersten Mitteilungen, welche die Spanier 1542 über die Wunder am Colorado nach Europa brachten, grenzten ans Märchenhafte. Es dauerte aber lange, bis zuverlässige Nachrichten darüber bekannt wurden. Erst in der Mitte dieses Jahrhunderts erhielt man einige Aufschlüsse durch die Expedition des Lieutenants Ives, und sodann von dem Goldgräber J. White, der das ganze Gebiet des Grand Canon auf der Flucht vor den Indianern auf einem Floss durchfuhr. Wissenschaftlich ist die Gegend nur selten bereist worden. Zu den bedeutendsten Canonforschern neuerer Zeit gehört der amerikanische Major Powell; er hat Ende der sechziger Jahre über zwei Jahre lang umfassende Studien an Ort und Stelle gemacht und ist mit neun Mann und vier Booten den Colorado über 1000 Meilen hinuntergefahren. Wichtige Beiträge sind ferner Newberry, Dutton, Credner u. a. zu verdanken.

Die Tour zum Canon ist ziemlich umständlich und erfordert zum mindesten drei Tage. Merkwürdigerweise hat es der spekulative Sinn der Amerikaner noch nicht zuwege gebracht, den Canonbesuch durch Bau einer Zweigbahn von Flagstaff aus zu erleichtern und zu fördern. Die Reisenden müssen also einen grossen vierspännigen Omnibus (Stage-Coach) benutzen, der dreimal in der Woche die 65 Meilen lange Strecke in zwölf Stunden fährt und jeden übernächsten Tag nach Flagstaff zurückkehrt. Der dazwischen liegende Tag dient zur höchst strapaziösen Besichtigung des Canon. Wegen dieser Schwierigkeiten wird das Grand Canon bedauerlicherweise nur sehr schwach besucht — 1892 z. B. von nur 149 Personen — und gehört daher von all den berühmten Punkten Nordamerikas zu den am wenigsten bekannten. Dazu kommt noch, dass

die südliche Pacificbahn von La Junta (Col.) nach Los Angeles (Cal.) relativ wenig benutzt wird, die meisten Touristen fahren von Denver respektive La Junta über Salt Lake City zur Besichtigung der Mormonenstadt und dann direkt nach San Francisco.

Da unsere Gesellschaft, wo es uns gerade beliebte, zu jagen beabsichtigte, von Hotels daher unabhängig sein musste, so hatten wir uns schon in Chicago mit allem Erforderlichen, wie Zelten, Schlafsäcken, Sattelzeug u. s. w., ausgerüstet. Am Canon wollten wir nun zum erstenmal kampieren und freuten uns schon lange auf dieses frische, freie Leben. Wir kauften Kochgeschirr und Proviant ein und mieteten uns einen Wagen, auf dem Gepäck und zwei Teilnehmer Unterkunft fanden, während die andern ritten. Der Weg zum Canon ist recht gut, die Landschaft aber ohne Reiz und Interesse. Halbwegs liegt die kleine Ciderstation, wo freundliche Landsleute uns eine ordentliche Mahlzeit vorsetzten. Zimmer zum Uebernachten giebt es aber hier nicht, und andererseits waren wir zu bequem, wegen der einen Nacht unsere wohlverpackten Zelte aufzuspannen; wir krochen also wie Handwerksburschen in einen Heustadel und schliefen prächtig. Den nächsten Morgen ſehlten zwei Reitpferde, vergeblich suchte sie unser Kutscher weit in der Umgegend. Zweifellos lag hier eine Gaunerei von seiten des Stache-Coach-Besitzers vor, der natürlich wütend war, dass ihm der fette Bissen von acht Passagieren von einem Privatfuhrmann weggeschnappt wurde, und sich nun diesem gegenüber damit rächte, dass er die beiden Pferde durch irgend einen freundlichen Helfershelfer in die Berge jagen oder gar stehlen liess. Bei den Indianern gilt Pferdediebstahl als schwerstes Verbrechen und wird einfach mit Erschiessen bestraft. Hätten wir den Kerl erwischt, so wäre ihm eine allerdings leichtere Strafe, aber immerhin eine sehr fühlbare Art von Lynchjustiz

nicht erspart geblieben. Die zwei ihrer Pferde beraubten Reiter fanden im Wagen zur Not noch Platz. Die grosse Hitze und der in der ganzen Gegend herrschende Wassermangel setzten uns bedeutend zu, wir priesen uns glücklich, abends endlich diese zweitägige, mühsame Tour hinter uns zu haben.

Die Strasse endet in der Nähe des Canon bei Hance's Camp, einem mitten im Walde gelegenen, aus etlichen zwölf gedielten und sehr komfortabel eingerichteten Zelten bestehenden Lager zur Aufnahme von Canonbesuchern. Dicht dabei schlugen auch wir unsere beiden Zelte auf und richteten uns gemütlich ein. Herrn Hance wollte die Sache allerdings nicht recht gefallen, als wir aber nachher alle zu Tisch bei ihm erschienen und Esel für den nächsten Morgen bestellten — Pferde sind für die Canontour nicht zu gebrauchen —, da war er bedeutend milder gestimmt. Wir durften sogar unsre Pferde umsonst bei ihm tränken lassen, eine ausserordentliche Konzession, denn das Wasser ist auch hier ein sehr wertvoller Artikel und wird in einer Cisterne stets unter Verschluss gehalten. Dass am Canon der Bau eines Hotels geplant sei, wie Bädeker sagt, ist bis jetzt wenigstens durchaus nicht der Fall.

Den folgenden Tag, 20. Juli, zogen wir denn, mit Proviant für zwei Tage versehen, hoch zu Esel ab zur Besichtigung des Canon. Der Ritt dauerte aber nur fünfzehn Minuten und führt durch mageren Kiefernwald. Ganz unvermittelt hört derselbe plötzlich auf und vor uns thut sich ein fabelhafter Abgrund auf: das Grand Canon des Colorado! Von ihm sagt ein bekannter Reisender, es ist die furchtbarste Naturschönheit der bekannten Erde, man muss sich erst sammeln, ehe der Eindruck des staunenden Grauens überwunden ist und die packende Pracht dieses originellen Landschaftsbildes in unsren Sinnen zur Herrschaft gelangt. Am Rande der Riesenschlucht angekommen,

wurden die Esel durch Zurufe und Steinwürfe der Führer hinabgetrieben, wir folgten auf beschwerlichem Felspfade langsam nach. Nach wenigen Schritten sieht man bereits die hochanstehenden roten und gelben Felsen der gegenüberliegenden Canonwand. Die höchsten Spitzen einzelner Felsentürme glühen schon im rosigen Glanze der aufsteigenden Sonne, während die unermessliche Tiefe vor uns erst allmählich vom Widerschein durchleuchtet wird. Der Abstieg in das Canon ist über die Massen grossartig und überwältigend. Dasselbe ist in ein System fast vollkommen horizontaler Schichten, an 2000 Meter tief eingeschnitten; von oben bis unten lässt sich diese wunderbare Schichtung an den senkrechten Felsen beobachten, ähnlich wie auf Helgoland. Ueberall erblicken wir Steilabstürze von wahrhaft unglaublicher Mannigfaltigkeit und mächtigen Dimensionen; turmhoch streben die Wände empor, nur hie und da unterbricht ein schmaler Grasstreifen, auf dem eine stolze Aloe ihren übermannshohen Blütenstiel erhebt, die kahlen Schroffen. Im übrigen ist das Canongebiet ausgedörrt und öde, nur in der Tiefe gedeihen an den spärlichen Wasserläufen, die dem Colorado zufliessen, Weiden und Aspen, Juniperus und duftender Salbei. Bäume erblickt man nirgends. Vom Hauptcanon, in das wir hinabsteigen, zweigen kleinere Schluchten mit ebenfalls scharfer Terrassierung ab, die alle das Bild des Hauptcanon wiederholen. Wir haben uns also das Grand Canon nicht als eine einzige, mächtige Erdspalte zu denken, es besteht vielmehr aus einem Felslabyrinth von Schluchten und Einbuchtungen der verschiedensten Grösse; einzelne Felsmauern von riesiger Ausdehnung schieben sich von beiden Seiten her nach der Mitte des Canons vor, so dass nahezu die ganze gewaltige Breite desselben von Steingebilden aller Art, von einer Felslandschaft wunderbarster Zerrissenheit und Grossartigkeit erfüllt erscheint. Die

Fernsicht auf die ganze Konfiguration dieser zahlreichen Erdspalten, auf dieses Chaos von Felspartien der eigentümlichsten Formen befremdet und entzückt uns. Allenthalben ragen vorspringende Felsen, einzelstehende Steinpfeiler mit ausgeprägter Schichtung und aufgesetzten Spitzkegeln in die Lüfte, Felsmassen in Form von Bastionen, Kuppeln, Türme und ruinenhafte Paläste erscheinen vor uns in wildem Wechsel, phantastische Schöpfungen von unbeschreiblicher Gestaltenfülle! Diese seltsamen Bildungen zeigen oft höchst merkwürdige Regelmässigkeit.

Die Formation, in welcher wir uns befinden, ist der Jura, und zwar herrscht die unterste Schicht desselben, der Buntsandstein, bei weitem vor; sodann treten Kalksteine, Schiefer und Mergel auf, welche in starken Bändern oder schwachen Adern die rote Felsmasse durchsetzen; auch ältere Gesteine, wie Gneis und Granit, kommen streckenweise vor.

Sehr auffallend sind die prachtvollen Farben, welche die Canonwände schmücken, alle Farben vom lebhaftesten Rot bis zu den zartesten Abtönungen von Gelb und Orange sind hier vereinigt. Je nachdem ein Teil in grellem Sonnenlicht oder tiefem Schlagschatten liegt, ist das Farbenbild ein völlig verändertes. Gerade dieser zauberhafte Wechsel von Licht und Schatten prägt dieser glühenden Landschaft ihren originellen Stempel auf. Die Farben leuchten förmlich, sie phosphoreszieren so intensiv, als ob die hohen Felswände in Flammen aufgehen wollten. Neben dieser aussergewöhnlichen, für das ganze Canon überaus charakteristischen Farbenpracht sind es besonders auch die durch ihre Dünne und Trockenheit bedingte Durchsichtigkeit und eigentümliche Beschaffenheit der Atmosphäre, die magische Beleuchtung dieser toten Natur, welche ergreifend auf den Beschauer wirken.

Nach zweistündigem Marsch haben wir die Sohle der

Riesenschlucht erreicht, ruhen und lunchen bei einer kleinen Unterkunftshütte und besteigen dann wieder die Esel. Bald erweitert sich das Canon, bald treten die Gebirgsmauern eng zusammen, seitliche Schluchten öffnen sich, oft nur schmale Spalten, aber von unendlicher Höhe. Unsre Eselchen bewähren sich vortrefflich, klug und vorsichtig suchen sie Schritt für Schritt den besten Weg aus. Der Reiter muss sein Tier ruhig gehen lassen und braucht es nicht zu lenken; es würde ihn dies auch nichts nützen, denn der Esel thut ja doch, was er will! Unterwegs wird in der sogenannten Kathedrale (Temple of Sett) einen Augenblick gehalten, man zeigt uns ein altes Indianergrab. Nach fünfviertelstündigem Ritt steigen wir ab und müssen die letzte Strecke bis zum Colorado zu Fuss gehen. Diese Wanderung, obwohl nur dreieinhalb Stunden hin und zurück, ist ausserordentlich beschwerlich, zudem brannte die Sonne mit intensiver Kraft senkrecht auf unsre Schädel hernieder. Um uns Mut einzuflössen, erzählte uns der Führer, dass er im vergangenen Jahre mit siebzehn Ladies dieselbe Tour gemacht habe; da konnten sich die German tourists doch nicht lumpen lassen! Und wahrlich, man wird überreichlich belohnt für alle ausgestandenen Qualen, denn gerade der letzte Teil des Grand Canon ist der Glanzpunkt dieser gewaltigen Schöpfung, die ihresgleichen auf Erden sucht. Der Pfad zieht sich durch ein enges, vielgewundenes Canon, das an Schmalheit mehr und mehr zunimmt; seine senkrechten Wände rücken an manchen Stellen bis zwei Meter aneinander, so dass man zu zweien kaum nebeneinander gehen kann. Beim Anblick dieser zu schwindelnder Höhe aufragenden Steinmassen, die einen zu erdrücken drohen, kann man sich eines gewissen unbehaglichen, beklemmenden Gefühles nicht erwehren. Wie klein und nichtig kommt sich doch der Mensch einer derartigen Gigantennatur gegenüber vor! Im Vergleich mit

solchen Thalaushöhlungen erscheinen die Klammen der Alpen geradezu winzig. Jeder Massstab zur Beurteilung dieser kolossalen Dimensionen fehlt, wir können uns also keinen rechten Begriff von der Höhe der uns einschliessenden Felsgebirge machen; man schätzt dieselbe auf 2000 Meter.

Auf unserm Marsch haben wir mehrere Hindernisse zu überwinden, wir müssen uns verschiedenemal an Strickleitern zehn bis zwölf Meter hinablassen, mitunter fehlen die Leitern und nur der Strick bleibt übrig, an dem man in die Tiefe rutscht. Die Sache ist übrigens gar nicht so ungefährlich, man darf sich schon ordentlich festhalten, um nicht rascher als erwünscht unten anzukommen. Wir sind nun dem ersehnten Ziele nahe, ohne es zu merken, erst bei der letzten Biegung des Canon vernimmt man das Rauschen des Flusses und steht dann plötzlich am Colorado, dessen trübe Fluten unter lautem Brüllen durch die Felsen jagen, in die er tief sein Bett gegraben. Das Canon, das wir durchwanderten, endet hier und mündet rechtwinkelig in das enge Felsenthal des Flusses, der an dieser Stelle kaum achtzig Schritt breit ist; jäh und schroff steigen seine Ufer beiderseits empor. Weder links noch rechts lässt sich der Lauf des Colorado lange verfolgen, sein Bett ist ebenso gewunden wie die andern Canons. Es ist ein erhabenes, ernstes Bild, eine wildromantische Scenerie, die uns hier vor Augen tritt und mit stiller Bewunderung erfüllt. Die typische Canonbildung scheint hier aufgehört zu haben, die Felsen tragen einen andern Charakter, sind mehr zerrissen und zerklüftet, das ganze Aussehen der Gegend ist ein völlig verändertes. Nach allgemeiner Sitte der Canonbesucher nahmen wir ein Bad, obwohl die schmutzigroten Wellen des Flusses nicht dazu einluden; aber nach dem beispiellos heissen Marsch war uns dies gleichgültig. Von einer Erfrischung konnte leider keine Rede sein, das

Wasser war ganz warm, also auch trotz brennenden Durstes kaum zu geniessen, zudem hatten wir den Leichtsinn begangen, keinen Proviant mit uns zu nehmen.

Hungrig und durstig verliessen wir denn diese herrliche Gegend und traten den mühsamen Rückweg an; halbtot gelangten wir zu unsern Eseln. Auf dem Heimritt entzückte uns die abendliche Beleuchtung, die mächtigen Gebirgsstöcke erschienen wie mit flüssigem Gold überzogen, ihre Spitzen und Zacken hoben sich in wunderbarer Schärfe vom klaren Horizont ab und erglühten in unglaublichem Kolorit unter den Strahlen der sinkenden Sonne. An der erwähnten Hütte angekommen, bereiteten wir uns rasch eine Mahlzeit und brachten hier unter freiem Himmel im Anblick des strahlenden Firmaments die Nacht zu.

Ist das Canongebiet verhältnismässig pflanzenarm, so macht sich der Mangel an organischem Leben noch in höherem Grad bei der Fauna bemerkbar. Säugetiere kommen nur sehr vereinzelt vor, Schlangen trifft man öfters an; wir schossen eine graugrüne, etwa einen Meter lange, viereckige Schlange, und unser Kutscher erlegte mit dem Revolver eine kleine Klapperschlange mit vier bis sechs Klapperringen. Am häufigsten sind natürlich Vögel; ich beobachtete mehrere Raubvögel, einige Spechte und sehr viele Wildtauben, Blauhäher und Kolibris, welche beiden letzten Arten überhaupt zu den verbreitetsten Nordamerikas gehören. Ganz besonders gilt das von den Kolibris, deren entzückender Anblick uns überall erfreut, in den Städten und auf dem Lande, in den Prairien, im Urwalde und hoch in den Bergen. Nur eine einzige Species kommt hier vor, diese aber sogar bis nach Canada hinauf. —

Ihre Entstehung verdanken diese riesenhaften Canons der auswaschenden Thätigkeit des Wassers; Millionen Jahre gehörten natürlich zu einer solchen Aktion, wie sie hier durch fortgesetztes Nagen eines Flusses zu stande kam. Der

Beginn dieser ausserordentlichen Wirkung der Erosion geht nach den amerikanischen Geologen zurück bis zum Anfang der jüngsten Abteilung der Tertiärperiode, des Pliocän. Diese senkrechten Canonmauern sind scharfkantig wie mit dem Messer eingeschnitten, eine Folge von Regenmangel. Eine Abflachung der Steilgehänge durch niederströmenden und abtragenden Regen, wie bei andern Gebirgen, kommt hier kaum in Betracht; die denudierende Kraft des Wassers spielt höchstens dann eine sekundäre Rolle, wenn einmal einer jener sehr seltenen, aber dann auch äusserst starken Wolkenbrüche niedergeht und lockeres Verwitterungsmaterial in die Tiefe reisst. Die fabelhafte Mannigfaltigkeit der Felsgebilde, die merkwürdige komplizierte Modellierung der oberen Schluchtwandungen sind vielmehr durch den zerstörenden Einfluss von trockener Luft und trockener Wärme erzeugt. Temperaturunterschiede von 30° C. sind am Canon nicht selten. Diese Wechselwirkung von Frost und Hitze führt die Verwitterung der in verschiedenem Grade widerstandsfähigen Gesteine herbei, und dazu kommt dann noch als wesentlicher Faktor die Wirkung der Winde. Durch den kombinierten Einfluss von Erosion und Deflation (Entführung des Verwitterungsstaubes durch den Wind) ist das Canon demnach entstanden. —

Tief ergriffen von der zauberhaften Pracht des Gesehenen erklimmen wir den Pfad, um zu unserm Lager zurückzukehren. Die Amerikaner übertreiben gern, doch müssen wir ihnen darin völlig beistimmen, wenn sie vom Grand Canon sagen: «Nowhere in human experience can its like be found!» (Nirgends, so weit die menschliche Erfahrung reicht, wird seinesgleichen gefunden!)

Bilder aus dem Westen. I.

Ehe wir das Territorium von Arizona, dessen hervorragendster Naturmerkwürdigkeit ein früherer Aufsatz in diesen Blättern gewidmet war, verliessen, statteten wir noch den acht Meilen südöstlich von Flagstaff im Walnut Canon gelegenen altindianischen Höhlenwohnungen (Cliff Dwellings) einen Besuch ab. Dieses Canon ist eine imposante, etwa 300 Fuss tiefe, schwach bewaldete Felsschlucht, welche in mehreren Ausläufern blind endigt, so dass mächtige Thalkessel entstehen. Die ganze Erdfalte mag drei Meilen lang sein. Die Kalkfelsen zeigen scharf ausgeprägte Terrassenbildung; sechs, acht oder zehn solcher Terrassen liegen in der Weise übereinander, dass die obere Terrasse von der nächstfolgenden stets etwas überragt wird. Das Ganze stellt sich also wie eine gewaltige Treppe dar. Diese Felsgehänge bestehen aus Bänken von festen Kalksteinen und weichen, mergeligen Kalken; das lockere Material ist allmählich ausgewittert und so haben sich kleinere oder grössere Einbuchtungen in den Felsen gebildet, die dann, vergrössert und vorn durch Mauern abgeschlossen, den Ureinwohnern vor Tausenden von Jahren als Wohnungen dienten. Mitunter liegen sechs bis acht abgeteilte Einzelwohnungen nebeneinander unter einem Felsband. Im ganzen mögen im Walnut Canon etwa 2 bis 300 solcher Wohnstätten existiert haben; die meisten sind natürlich zerfallen, immerhin lässt sich noch deutlich erkennen, dass

die Mauern mit Mörtel aufgeführt waren. Man hat in den Cliff Dwellings interessante Funde gemacht, vor allem Topfscherben, die heute noch zahlreich herumliegen, sodann Obsidiansplitter, Basaltmahlsteine, Maiskörner, Truthahnknochen u. s. w., aber kein Metall, und vermutet daher, dass diese Felswohnungen etwa der Stufe unsrer jüngeren (neolithischen) Steinzeit angehören. Mais, Baumwolle, Yukka waren die Kulturpflanzen der Cliff Dwellers, welche vorzugsweise Feld- und Gartenbau betrieben. — Die Besichtigung der ganzen Anlage ist wohl etwas beschwerlich, aber sehr interessant und bietet vor allem einen trefflichen Einblick in die für die ganze Gegend so charakteristische Canonbildung.

Ausser den eben besprochenen Cliff Dwellings gibt es noch zwei weitere Arten von Urwohnstätten, zunächst die Cave Dwellings, welche an der Nordostseite des San Francisco-Gebirges vorkommen. Sie bestehen aus rundlichen Höhlen von mehreren Metern Höhe, welche in den aus lockeren vulkanischen Aschen gebildeten Lagen zwischen festen Lavabänken liegen. Der Eingang war ein senkrechtes Loch. Die dritte Art altindianischer Wohnstätten finden wir im Norden des San Francisco-Gebirges, sie haben Aehnlichkeit mit den Cliff Dwellings. Es ist ein Tafelberg, dessen 50 Schritt breite Platte alte Mauerreste mit deutlich erkennbaren Zimmern trägt.

Diese drei Arten von Wohnstätten sind schon von den Spaniern nicht mehr bewohnt vorgefunden worden, während in den Flussthälern und auf höheren Lagen die eigentlichen Pueblos liegen, die heute noch bewohnt werden. Es sind dies stadtartig angelegte Bauten, deren Häuser aus an der Luft getrockneten Ziegeln (Adobésteinen) bestehen. Jedes Haus besitzt eine von aussen zu ersteigende Plattform, von der eine Fallthür ins Innere führt.

Die Untersuchungen über die Felsenwohnungen in

Arizona, New Mexiko u. s. w. sind neuerdings wieder lebhaft in Gang gekommen. Major J. W. Powell (Direktor des Bureau of Ethnology), Gustav Nordenskiöld u. a. haben umfassende, streng wissenschaftliche Arbeiten geliefert und das Studium dieser noch so wenig bekannten, eigentümlichen Bauten und ihrer Bewohner wesentlich gefördert.

Der Ausflug zum Walnut Canot lässt sich in einem halben Tag bequem bewerkstelligen. Der Weg zieht sich durch schöne Waldlandschaft, gewaltige Stämme der Pitch und Yellow Pine erregten unsre besondere Aufmerksamkeit. Allenthalben ist der Boden von den hier sehr zahlreich vorkommenden Prairiehunden (Cynomis ludovicianus, Baird) unterwühlt, kleinen Nagetieren von Iltisgrösse, welche gesellig in unterirdischen Wohnungen leben. Von dem ausgeworfenen Erdreich führen sie mässig hohe Erdhügel auf, die oft über grosse Strecken ausgebreitet sind. So hat man z. B. in Texas derartige Prairiehundedörfer auf eine Ausdehnung von 60 Meilen gefunden. Bei der Annäherung des Menschen verschwinden diese niedlichen Tierchen schleunigst unter ihren meist kreisrunden Erdhaufen; halten sie die Gefahr für beseitigt, so erscheinen sie wieder, machen Männchen, stossen eigentümliche scharfe Laute aus und tummeln sich munter umher. Da sie sich vornehmlich von Gras und Wurzeln nähren, so schaden sie sehr erheblich. Der Boden im Umkreis solcher Hundekolonien ist oft ganz kahl und nackt. Finden sie dann keine hinreichende Nahrung mehr, so wandern sie aus und suchen neues Weideland auf. Die Baue der Prairiehunde werden mit Vorliebe von in der Erde nistenden Prairieeulen (Burrowing owl; Speotyto cunicularia hypogaea, Bp.) zu Wohnstätten auserkoren und es stört diese durchaus nicht, wenn die Baue noch von ihren rechtmässigen Eigentümern bewohnt sind. Wie oft sahen wir die kleinen Eulen auf den Erdhügeln ihrer Gastfreunde sitzen, während letztere pfeifend

und sichernd ringsum ihr Spiel treiben! Zweifellos müssen, wie bei allen derartigen Fällen, beide Tierarten durch dieses gemeinsame Zusammenleben irgend welche Vorteile voneinander haben, und jedenfalls ist diese gemeinschaftliche Ansiedlung zweier voneinander so verschiedener Tiergattungen, dieses innige Freundschaftsverhältnis zwischen Vogel und Säugetier ein in der Naturgeschichte nur selten vorkommender, interessanter Fall.

Die Union mit ihren 63 Millionen Einwohnern besteht zur Zeit aus 44 Staaten und 6 Territorien (New Mexiko, Arizona, Oklahoma, Utah, Distrikt Columbia, Alaska). Der grösste Staat der Union, Texas, ist ebenso gross wie Deutschland und Oesterreich zusammen! New Mexiko war wie der ganze Westen Nordamerikas ursprünglich spanisch; zahlreiche Namen erinnern noch überall an die spanische beziehungsweise mexikanische Herrschaft, welche erst 1848 aufgehört hat. Der grösste Teil dieses Territoriums besteht aus unfruchtbarem Land, nur in den Flussthälern kann Ackerbau betrieben werden. Die Navajo- und Moquiindianer besitzen in New Mexiko grosse Reservationen; auf vielen Stationen sahen wir bettelnde Angehörige dieser Stämme, traurige Gestalten, denen man wohl anmerkte, dass sie ihre beste Zeit hinter sich haben. — Arizona, das 1863 von New Mexiko abgelöst wurde, ist ein weit blühenderes Land. Es gilt sogar als noch erzreicher wie Kalifornien, allein die Hebungskosten sind bei dem herrschenden Wassermangel sehr bedeutend. Im südlichen Arizona kommen häufig Schattentemperaturen von 124° F. (51° C.) vor, die Luft ist fabelhaft trocken, sonst wären solche Temperaturen kaum auszuhalten. Im Norden weist das Land grosse Fruchtbarkeit auf, es giebt hier Gegenden, wo das fusshohe Gras sechs- bis achtmal im Jahr geschnitten wird. Der Boden ist, wie in Kalifornien, ausserordentlich freigebig, er verlangt keine Düngung, nur Wasser, und

das genügt, um mehrere Ernten zu erzielen. Ein Achtel der Bewohner Arizonas sind Indianer. —

Nachdem wir nun New Mexiko und Arizona mit seinem Grand Canon kennen gelernt hatten, setzten wir die Reise auf der Atlantic and Pacific Railroad fort. Die Fahrt bietet wenig Bemerkenswertes, wir hatten von der Hitze unendlich zu leiden. Auf imposanter Brücke passiert man den Colorado bei The Needles, merkwürdigen, 150 m hoch aufsteigenden Felszinnen von rotem Porphyr, und gelangt dann in die grosse Mojave-Wüste, eine sandige und salzige Hochebene mit kümmerlichem Pflanzenwuchs. Bei der Station Barstow sind wir in die letzte Zeitzone eingetreten und müssen unsre Uhren um eine Stunde zurück stellen. 1883 wurde nämlich in den Vereinigten Staaten eine Normalzeit eingeführt, die das Land in vier Abschnitte von je 15 Längegraden = einer Stunde einteilt. Die östliche Zeit (die des 75° w. L.) gilt vom Atlantischen Ozean bis Detroit und Charleston; die mittlere Zeit (Central Time, die des 90° w. L.) reicht bis zu einer von Bismarck in Norddakota zur Mündung des Rio Grande gezogenen Linie; die Gebirgszeit (Mountain Time, 105° w. L.) bis zur westlichen Grenze von Idaho, Utah und Arizona, und die Pacific Time (120° w. L.) bis zum Ozean. Von Osten nach Westen reisend, gewinnt man also auf je eine Zone eine Stunde.

Von Mojave zweigen wir südlich nach Los Angeles ab und sind nun nach Kalifornien gekommen, dem «Eldoradostaat». Im Gegensatz zur bisherigen öden Gleichförmigkeit der Gegend glaubt man wahrlich im Paradies zu sein. Der Charakter der Landschaft ist plötzlich völlig verändert. Die Wüsten sind verschwunden, frische herrliche, Vegetation umgibt uns, das Auge labt sich an prächtigen Obstgärten und glänzend grünen Orangenwäldern, alles prangt im reichsten südlichen Pflanzenwuchs wie an der Riviera. Es ist ein wunderbarer Genuss, dieses blühende

Land zu durchqueren, man atmet ordentlich auf und spürt schon die Nähe des Grossen Ozeans. Die weiten Ebenen im Umkreis sind bedeckt mit den berühmten kalifornischen Obsthainen; man erblickt Gummi- und Pfefferbäume, Oliven, Limonen, Orangen, Korkeichen und Granatbäume in üppigster Fülle, die schönsten Dattel- und Fächerpalmen, Kakteen und Aloes mit Blütenstielen von sechs und mehr Meter Höhe. Die ganze Strecke von Pasadena bis zu dem zehn Meilen entfernten Los Angeles ist ein riesiger Obst- und Blütengarten, aus dem überall nette Landhäuser hervorschauen.

Los Angeles oder genau: La Puebla de la Reina de Los Angeles, «die Stadt der Königin der Engel», ist 1781 von den Spaniern gegründet worden und gelangte 1846 in amerikanischen Besitz. In gerader Linie liegt sie 15 Meilen vom Meere entfernt. 1891 belief sich der Gesamtwert der in Südkalifornien gezogenen Früchte auf 6 Millionen Dollar, an Orangen wurden von Los Angeles allein für 1¼ Millionen Dollar versandt. Alle Höhen dieser reizenden Hügelstadt sind mit Villen gekrönt; fast jedes einzelne Häuschen ist von einem, wenn auch noch so kleinen, aber sehr sauber gehaltenen Garten mit tropischen Gewächsen umgeben. Das saftig grüne Laubholz fehlt aber ganz, von grösseren Bäumen kommen nur Cypressen, Zedern und Gummibäume vor, welche der Stadt ihren südlichen Charakter verleihen. Los Angeles hat uns ganz ausserordentlich gut gefallen, Riesenbauten wie in den östlichen Städten kennt man hier nicht, es sind meist nur ein- bis zweistöckige Holzhäuser. Das Klima ist entzückend und demjenigen von Nizza sehr ähnlich. Man kennt hier keinen Winter und keinen Schnee, wohl aber tritt eine 1½—2 monatliche Regenzeit ein von Februar bis in den April. Was die schöne Lage der Stadt wesentlich erhöht, sind die mächtigen, bis 3300 m hohen Felsgebirge der Sierra Madre, welche sich, allerdings in weiter Entfernung, auf der einen

Stadtseite hinziehen, und deren schneegekrönte Mauer die Aussicht in den Strassen wunderbar abschliesst. Zwei Tage hielten wir uns in Los Angeles auf, besahen uns auch das naheliegende, sehr bescheidene Seebad Santa Monica und zogen dann weiter nach Norden, zunächst nach Berenda, der Station zum Besuche des Yosemite Valley.

Man benützt zu dieser Fahrt die Southern Pacific R. R. oder Shasta-Route. Die Bahn überschreitet den Teháchapi-Pass (1226 m), der über die Sierra Nevada führt, also über den Westrand des höchsten Teiles der amerikanischen Kordilleren. Die Fortsetzung der Sierra Nevada nach Norden hin bilden die Cascade Mountains, welche sich weit nach Britisch-Kolumbien hinauf erstreken.

Berenda ist ein elendes Nest, aus zwei zweifelhaften Hotels und einigen Bretterbuden bestehend. Natürlich fehlen auch hier die berüchtigten «Saloons» nicht, minderwertige Kneipen und Spielhöllen. Man hält es kaum für möglich, dass von diesem primitiven Platze aus so viele Fremde alljährlich das vielgepriesene Yosemite besuchen. Wohl geht von hier eine kleine Zweigbahn, allerdings nicht bis in das Yosemite-Thal, aber wenigstens ein Stück weit, bis Raymond. Wir hatten aber keinen Anschluss, obwohl beide Orte nur 20 Meilen voneinander entfernt liegen. Mittags waren wir angekommen und hätten bis zum nächsten Morgen auf einen Zug warten müssen. Wir verzichteten auf diesen Genuss, desgleichen auf die Benützung der Stages, grosser Omnibusse, welche von Raymond aus die ganze Yosemite-Tour in fünf Tagen abfahren. Der Preis dafür beträgt mit Hotels und Verpflegung etwa 74 Dollar für die Person. Wir engagierten vielmehr einen deutschen Kutscher, der fast um die Hälfte dieses Preises zu fahren sich verpflichtete. Es war ein sehr glücklicher Zufall, dass sich uns diese günstige Gelegenheit bot, denn Pferde und Wagen sind in Berenda nur mit grosser Mühe und be-

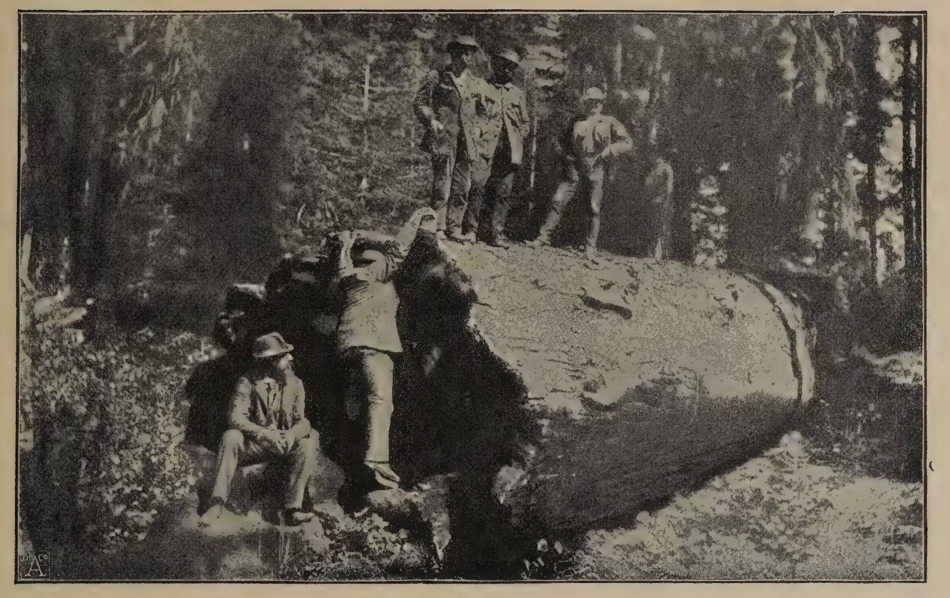
deutenden Kosten aufzutreiben. Für die Bequemlichkeit der Reisenden ist hier ebensowenig gesorgt, wie beim Besuche des Grand Canon, wir konnten uns über diese Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit nicht genug wundern. Aehnliche unerquickliche Scenen wie damals in Flagstaff wiederholten sich auch hier, wir schätzten uns glücklich, diesem erbärmlichen Ort endlich den Rücken zu kehren und den verdächtigen Kerls, die sich um uns gedrängt hatten, zu entrinnen. Wir hatten für uns sieben und unser Gepäck zwei Wagen zur Verfügung und mussten, da wir nicht Pferde wechseln konnten, wie die Stage, etwa sieben Tage für die ganze Tour in Rechnung ziehen.

Die Gegend zwischen Berenda und Raymond ist belanglos, nichts als Kornfelder. Wir sahen hier eine mächtige, von 30 Pferden gezogene Maschine in Thätigkeit, welche zugleich die Frucht schneidet und drischt, das Stroh abwirft und die Körner in Säcke füllt. Dieser Koloss arbeitet auf nicht ganz ebenem Boden recht ungenügend, doch bei den Riesenfeldern nimmt man die Sache nicht so genau und achtet nicht auf zahllose Aehren, welche stehen bleiben. Der Reichtum an Hasen und Karnickel in dieser Gegend spottet jeder Beschreibung. Kein Mensch kümmert sich um sie, obwohl sie natürlich enormen Schaden anrichten. Nur von Zeit zu Zeit, wenn die Plage gar zu sehr überhandnimmt, werden grosse Treibjagden veranstaltet, aber ohne Gewehre! Mit allen möglichen Instrumenten schlägt alt und jung die Hasen tot. Derartige sogenannte Jagden sollen nach Angabe unsres Kutschers mitunter ein Ergebnis von 10 bis 12000 Stück liefern. Das Merkwürdigste aber ist, dass mit dem Wilde nichts geschieht, es bleibt liegen und verfault. Nur ein minimaler Bruchteil soll nach San Francisco verkauft werden, allein man nimmt sie nicht gern, weil die Leute glauben, dass die Hasen vergiftet worden seien. Uns selbst hat man oft genug ab-

geraten, Hasen, die wir geschossen, zu essen; wir wurden wegen unsres verrückten Geschmacks ganz verächtlich angesehen!

In Raymond brachten wir die Nacht zu und fuhren den nächsten Tag bei glühendster Hitze bis Station Fish Camp; 12½ Stunden brauchten wir zu der nur 40 Meilen betragenden Strecke. Fusshoher, sandiger Staub bedeckt den schmalen Weg, die Gegend weist mitunter schöne, parkartige Bilder auf, in der Regel sind es aber grosse Waldungen, die man durchzieht. Prachtexemplare von Pinien und Zedern mit einem Umfang von etlichen 10 m erblickt man hier, die stärksten Lebens- (Quercus virens, Ait.) und Weisseichen (Q. alba, L.), sowie langnadelige Lambertskiefern (Pinus lambertiana, Dougl.). Besonders auffallend sind die merkwürdig gewundenen Sträucher der Manzanita (Arctostaphylos glauca, Watson) mit dunkelroter Rinde, virginische Hundsbeeren (Cornus florida, L.), kalifornischer Flieder (Ceanothus integerrimus, H. u. A.) und zahlreiche andre fremdartige Bäume und Sträucher.

Von Fish Camp aus machten wir einen Ausflug zu der berühmten Mariposa Grove of Big Trees, den kalifornischen Riesenbäumen, einer der interessantesten Sehenswürdigkeit Nordamerikas. Die Grove besteht aus zwei voneinander getrennten Hainen. Der untere Hain enthält gegen hundert Riesenbäume, die fast alle in kindlich naiver Weise Namen tragen, eine ganze Reihe Präsidenten der Union sind hier verewigt (s. Bild 2). An der Spitze dieser Mammutbäume steht der «Grizzly Giant», welcher einen unteren Durchmesser von 9,4 m und einen Umfang von 29 m besitzt. In einer Höhe von 60 m ist noch ein 2 m dicker Ast. Das Alter dieses Baumes wird auf 4000 bis 5000 Jahre geschätzt. Es ist wahrlich ein gewaltiger Eindruck, den dieser Koloss auf den Beschauer ausübt; mit ganz ausgebreiteten Armen konnten wir sieben kaum die



2. Ein gefällter Riese.

Hälfte des Baumes umspannen. Die Belaubung der Big Trees ähnelt am meisten derjenigen der Zeder, beginnt aber erst hoch oben am Stamm, da die unteren Partien durch Feuer ausserordentlich gelitten haben, einige Stämme sind überhaupt fast hohl gebrannt. — Der obere Hain, $^3/_4$ Meilen vom unteren entfernt, besteht aus 365 Riesen. Durch einen derselben, der 8 m Durchmesser hat, führt die Fahrstrasse mitten durch.

Man unterscheidet zwei Arten Riesenbäume: Sequoia (oder Wellingtonia) gigantea, den kalifornischen Mammutbaum, welcher sich nur am Westabhang der Sierra findet, und S. sempervirens, die Rottanne (meist Redwood genannt), die auf die Coast Range beschränkt ist. Merkwürdig ist, dass diese enormen Bäume so kleine Früchte reifen, die grössten Zapfen haben kaum die Grösse einer Faust, während z. B. die hier auch zahlreich vorkommen-

den, aber viel schwächeren Pechkiefern (Pitch Pine) Zapfen von fast 1 Fuss Länge haben. Die Höhe der Big Trees schwankt zwischen 79 und 142 m und wird von einem australischen Gummibaum (Eucalyptus amygdalina), der 152 m erreicht, übertroffen; es ist dies die grösste bis jetzt bekannte Baumhöhe. Aber auch in Beziehung auf Dicke nehmen die Wellingtonien nicht den ersten Platz ein; derselbe gebührt vielmehr einer Edelkastanie, die beglaubigtermassen einen Durchmesser von nicht weniger als 20 m besitzt. Auch sind Eukalypten bekannt mit Durchmessern von 41 Fuss.

Am folgenden Tag kommen wir durch die Stationen Wowona und Eleven Mile Station und erreichen dann Inspiration Point, einen Aussichtspunkt, von dem aus der Blick in das zu unsern Füssen liegende Yosemite Valley fällt (s. Bild 3). Dasselbe ist ein nicht sehr breites, von mächtigen Felswänden völlig eingeschlossenes Thal am Westabhang der Sierra Nevada und wird von Merced River durchflossen. Die Aussicht ist recht schön, doch fehlt dem Bilde die Grossartigkeit, es liegt nichts Ueberwältigendes darin. Inspiration Point gegenüber erhebt sich eine der überraschendsten Erscheinungen des Thals, eine El Capitan benannte Felsklippe, die aus der Thalsohle vollkommen senkrecht 1000 m hoch emporstrebt. Auf der andern Seite sieht man den Bridal Veil Fall über die Felsen der Cathedral Rocks abstürzen; der breite, 215 m hohe Fall weht wie ein Schleier hin und her, ist aber ziemlich wasserarm.

Nach etwa einer Stunde befinden wir uns im Thale; es ist mit Wald, blumenbesäten Rasenflächen und schönen Sträuchern bedeckt und macht einen parkähnlichen Eindruck; der smaragdgrüne Fluss fliesst teils in stillem Laufe, teils schäumend über Klippen dahin. Wir fahren nun am El Capitan vorbei und erblicken östlich davon die Fels-



3. Blick ins Yosemitethal.

gipfel der Three Brothers. Die Felsbildungen auf der andern Thalseite sind noch auffallender, hier steigt der Sentinel Dome empor, dessen Felsmauer mit einer spitzen Nadel, dem Sentinel Rock, endet. Davor stehen nebeneinander, wie die Münchner »Masskrüge«, die beiden schlanken Cathedral Spires. Der ganze Hintergrund des Thales ist kesselförmig von Felsmauern und Domen abgeschlossen.

Wir hatten statt des teuren Stoneman House das etwas weniger kostspielige Yosemite Falls Hotel vorgezogen, das, von breiten Wandelgängen rings umgeben, am Merced gelegen und durchaus zu empfehlen ist. Diese beiden Gasthöfe, etwa 20 Minuten voneinander entfernt, sind die einzigen grösseren Häuser im ganzen Thal, sie gehören dem Staat und werden von diesem vermietet.

Yosemite Valley (d. h. «grosser Grizzly-Bär») wurde, wie der Yellowstone Park, 1864 durch Kongressakt als Staatspark erklärt und dem Staate Kalifornien einverleibt. Ein Gouverneur, Kommissäre und andre Beamte wohnen im Park, im übrigen ist derselbe bis auf einige kleine Ansiedelungen unbewohnt. Die ganze Schlucht ist etwa 8 Meilen lang und 1½ bis 2 Meilen breit und soll 1851 von weissen Männern zuerst erblickt worden sein, erst später wurden die sogenannten Wunder des Thals allgemeiner bekannt. Geologisch gehört dasselbe der Granitformation an und ist im Gegensatz zum Grand Canon nicht durch Erosion entstanden, sondern vermutlich durch Spaltungen der Gebirgsmasse infolge gewaltiger Erderschütterungen. —

Wir verweilten zwei Tage im Yosemite und besahen uns die hervorragendsten Punkte, in erster Linie die Yosemite-Fälle. Sie liegen so ziemlich in der Mitte des Thals auf dessen Nordseite und setzen sich aus drei Absätzen zusammen, deren Gesamthöhe 790 m betragen soll.

Möglich, dass die Fälle im Frühjahr nach der Regenzeit einen grossartigen Eindruck machen, jetzt im August litten dieselben an chronischem Wassermangel. Da üben doch die norwegischen Wasserfälle eine ganz andre Anziehungskraft auf den Beschauer aus! Hat man diese wunderbaren Fälle je gesehen, so kann man sich für die mageren Yosemite-Fälle nicht mehr erwärmen. Jedenfalls hätte für letztere «ein» Baedekerscher Stern vollkommen genügt.

Lohnende Ausflüge sind sodann der Mirror Lake, ein kleiner Gebirgssee, der wegen seiner schönen Spiegelung viel besucht wird. Will man sich das Thal aus der Vogelperspektive betrachten, so bietet dazu der Glacier Point die beste Gelegenheit. Er ist der östlichste, 990 m hohe Gipfel der Südwand des Yosemite und ohne grosse Anstrengung zu besteigen. Man erkennt von hier aus, dass das obere Ende des Thales einen von Steilwänden eingeschlossenen Kessel bildet, der sich in drei enge, blinde Canons verzweigt: Tenaya, Merced und Illilouette Canon. —

Hatten uns die grossen Wunder Nordamerikas: der Niagara und das Grand Canon, besonders gefesselt, so war dies bezüglich des Yosemite Valley nur in bescheidenem Masse der Fall, und den meisten Yosemite-Reisenden, die wir sprachen, erging es ebenso. Manch bayrisches oder schweizerisches Gebirgsthal könnte sich dem Yosemite getrost zur Seite stellen. Der Besuch desselben ist denn auch recht schwach und beläuft sich trotz Reklame und Prospekten auf kaum 1000 Personen im Jahr. —

Wie so oft in Amerika tritt uns auch hier die grosse Reklamesucht klar vor Augen und die Neigung der Amerikaner zu kolossalen Uebertreibungen. Entsprechend ihrem ungeheuren Selbstbewusstsein, ihrer nationalen Selbstbewunderung ist ihre Ausdrucksweise überreich an den anmassendsten Phrasen; jede halbwegs bedeutende Sehenswürdigkeit, die anderwärts kaum nähere Beachtung

finden würde, wird hier sogleich zum Weltwunder gestempelt und mit allen denkbaren Superlativen belegt!

Unser nächstes Reiseziel, San Francisco, ist durch zahllose Beschreibungen allmählich sehr bekannt geworden. Frisco bestand 1835 aus vier Hütten und zählt heute über 300000 Einwohner. Es bietet mit seinen netten Holzvillen, seinen überbauten Hügeln und steilen Strassen ein Städtebild von grosser Eigenart und besitzt einen wunderbar schönen Hafen. Von allen bereisten Städten der Union hat uns neben Washington San Francisco am besten gefallen und das gemütliche Leben am meisten zugesagt. Wir waren im Laufe unsres Aufenthalts mit mehreren Deutschamerikanern bekannt geworden, die uns äusserst liebenswürdig aufnahmen und unter ihrer Führung haben wir San Francisco nach jeder Richtung gründlich kennen gelernt. Peinlich berührte uns auch hier die amerikanische Sitte des Freihaltens der Fremden.

Der Besuch des berühmten Chinesenviertels wird den Fremden lebhaft interessieren, denn er ermöglicht ihm einen Einblick in das Leben und Treiben der Chinesen, wie man ihn sonst nirgends in Amerika erhält. An 30000 Chinesen sind in der China Town in wahrhaft grauenerregender Weise zusammengepfercht. In den Behausungen der niederen Klassen, die meist unter dem Erdboden liegen, sieht es furchtbar aus; Geruch und Schmutz spotten jeder Beschreibung, die Wände sind mit Ungeziefer bedeckt, das Familienhaupt liegt auf einer Matte, thut nichts und raucht Opium dazu! Wir durften mit unserm Führer überall eintreten, in die Tempel und Theehäuser, in Theater, Opiumhöhlen und Pfandhäuser, und besuchten auch ein vornehmes Klublokal. Das ganze Chinesenviertel ist verschmutzt, der überall entströmende süssliche Geruch widert einen im höchsten Grade an. Sanitäre Massregeln können hier scheint's nicht durch-

geführt werden und die Polizei steht dieser gefährlichen Menschenanhäufung machtlos gegenüber. Es ist ganz unbegreiflich, dass hier nicht öfters furchtbare Seuchen ausbrechen und alles Leben vernichten!

Viel Vergnügen bietet eine Fahrt mit den in Amerika üblichen Cable Cars, d. h. Strassenbahnen, die mittelst eines zwischen beiden Geleisen unterirdisch liegenden, stark rotierenden Drahtseils bewegt werden. Es geht immer bergauf und bergab, an vielen Punkten übersieht man das gewaltige Häusermeer, das zwischen und über den Sandhügeln sich ausdehnt. Mit Staunen und Grausen erblickt man die Kabelwagen an den steilsten Abhängen wie Fliegen an einer Glasscheibe hinaufklettern und in rascher Fahrt wieder herunterrutschen. Einer der beliebtesten Ausflüge in die Umgebung ist die Fahrt nach dem Cliff House, einem herrlich am Meer gelegenen Hotel mit grossen Restaurationsräumen. Die kleine Bahn führt oberhalb des Golden Gate, der nur eine Meile breiten Einfahrt in die Bai von San Francisco, an den Klippen entlang. Diese Fahrt ist wunderbar schön und erinnert an vielen Stellen an die unvergleichliche Rivierabahn. Sie endet bei Sutro Heights Park, einer reizenden Besitzung eines Millionärs, der hier in der Sandwüste ein kleines Paradies geschaffen hat und im Begriff steht, neben dem Cliff House auf eigene Kosten ein riesiges, elegantes Badeetablissement zu eröffnen. Dem Cliff House gegenüber, kaum einen Büchsenschuss vom Lande entfernt, liegen die Seal Rocks, Felseninseln, auf welchen Seelöwen und Robben zu Hunderten sich sonnen und herumtummeln. Es ist zu unterhaltend, das Spiel dieser Tiere zu beobachten, wie sie sich schwerfällig ins Wasser stürzen und mühsam unter heiserem Brüllen wieder auf die Felsen klettern. Die Seelöwen sind Staatseigentum und die erklärtesten Lieblinge der Stadt; man darf ihnen nichts anhaben,

obgleich sie täglich pro Kopf etwa 50 Pfund Fische fressen. —

In grösserer Entfernung von San Francisco liegen zwei höchst interessante Punkte. Zunächst der Menlo Park, ein beliebter Landaufenthalt der vornehmen Welt, in dessen Nähe sich die Stanford-Universität und das berühmte Palo Alto-Gestüt befinden. Beide sind Schöpfungen von L. Stanford und geben uns einen Begriff von amerikanischem Reichtum. Die Universität wurde von Mr. Stanford zum Gedächtnis an seinen einzigen Sohn mit einem Aufwand von 120 Millionen Mark gegründet, ebenso repräsentieren die Ställe von Palo Alto mit ihren 1½ Tausend bester Traber und Rennpferde ein enormes Kapital.

Der zweite sehenswerte Punkt ist die Lick-Sternwarte auf Mt. Hamilton bei San José (zwei Stunden Bahn), welche das bis jetzt grösste Teleskop der Welt besitzt. Diese Ehre wird ihr allerdings nicht mehr lange erhalten bleiben, denn für die Universität von Chicago ist bereits ein Instrument in Arbeit oder vielleicht schon aufgestellt, dessen Objektiv einen Durchmesser von 101 cm hat, vier Zoll mehr als die Linse des Lick-Teleskops. Der Verfertiger dieses Yerkes Refraktor, wie auch desjenigen auf Mt. Hamilton, ist der berühmte Optiker Clark in Boston.

Bilder aus dem Westen. II.

Die Entfernung von San Francisco bis Portland (Oregon) beträgt 772 Meilen, wir brauchten 36 Stunden zu dieser schönen und ganz interessanten Fahrt auf der Southern Pacific R. R.

In San Francisco mussten wir zunächst das Fährboot besteigen, das uns in 20 Minuten nach Oakland, dem «Brooklyn» von San Francisco brachte. Hier setzt man sich in den Zug. In Vallejo fährt der ganze Zug auf den mächtigen Trajektdampfer «Solano», welcher ihn über die Carquinezstrasse befördert. Diese schmale Meerenge verbindet die Baien von Suisun und San Pablo. Der «Solano» fasst 24 Personenwagen und soll das grösste Trajektboot der Welt sein. Von Sacramento aus nimmt die Bahn fast nördliche Richtung an, sie folgt etwa 80 Meilen weit dem vielgewundenen Laufe des Sacramento, den sie unzähligemal überschreitet. Zur Rechten erblickt man die gewaltigen Felsmauern der Sierra Nevada, deren höchste Erhebung, der Mt. Shasta, kurz vor der Station Castle Crag erstmals sichtbar wird. Allerliebste Landschaftsbilder überraschen uns wiederholt, so bei Shasta Springs, einem kleinen Badeorte, entzückend iydllisch im Walde gelegen an der engsten Stelle des Thales. Wir kommen nach Sisson, dem Ausgangspunkt zum Besuche des Shasta. Vom Scheitel bis zur Sohle ist dieser Schneeriese von hier aus zu sehen, er steigt ohne jede Vermittelung aus dem Flachland ganz

isoliert 4400 Meter empor. Der majestätische Anblick fesselt uns in hohem Grade. Mt. Shasta ist ein nicht mehr thätiger Vulkan, der auf der Westseite einen tiefen Krater zeigt; auch warme Quellen und Fumarolen beweisen seinen vulkanischen Charakter. Der ganze mächtige Gebirgsstock ist von grossen Massen ewigen Schnees bedeckt. Die Bahn steigt nun mehr und mehr bergan (Steigungen bis zu vier Prozent), stets geniesst man herrliche Rückblicke auf den Shasta. Unmittelbar vor der Passhöhe verlassen wir Kalifornien und treten in den Staat Oregon ein.

Um uns bei den tagelangen Fahrten mitunter über einige monotone Stunden hinwegzuhelfen, spielten wir dann und wann Karten. Als wir dies heute (13. August) wieder wollten, verbot uns einer der Herren Beamten das Spiel mit dem Bemerken, das sei Sonntags nicht gestattet. Lautes Gelächter folgte dieser aus der Luft gegriffenen Behauptung. Als der Mann aber merkte, dass er mit seinem Verbot ebenso wenig Glück hatte wie mit einem erhofften Trinkgeld, sah er uns ganz gemütlich zu und hätte am liebsten mit uns gespielt! Wir haben uns vielfach über das Benehmen der Schaffner und schwarzen Stewards in den Pullman Cars gewundert, sie geberden sich oft, als ob gar keine Fahrgäste da wären und treten mit einer Arroganz auf, die uns Europäer zum mindesten befremdet. Erst kurz vor der Endstation wechselt das Bild auf einmal, da werden die Herrn plötzlich so nett und freundlich und fragen jeden Reisenden, ob sie ihn und seine Sachen abbürsten dürfen. Wir haben uns von Anfang an niemals nach dem sog. Usus gerichtet, sondern z. B. Trinkgelder nur verabreicht, wenn wir anständig behandelt und ordentlich bedient worden waren. Mir warf der Coupé-Nigger einmal eine Handtasche, die ich auf den freien Sitz mir gegenüber gestellt hatte, ohne ein Wort zu sagen, direkt auf die Füsse und als ich, ebenfalls sprachlos, die Tasche

wieder auf die Bank legte, wiederholte er später noch einmal seine Kraftübung, aber damit allerdings zum letztenmal. Ich glaube fast, der brave Mann hat sich, als ich nach zwei Tagen ausstieg, auch noch gewundert, dass er von mir und meinen Freunden den üblichen «quarter» (1 Mk.) nicht erhielt! — Zur Kontrolle der Schaffner sind Oberschaffner, Superrevisoren, da, allein es wäre sehr wünschenswert, wenn letzteren ebenfalls genau auf die Finger gesehen würde, denn diese Herren sind, wie ja dies vielfach in Amerika zutrifft, der Bestechung ganz ausserordentlich zugänglich. Es sollen sich z. B., wie uns erzählt wurde, hohe New Yorker Polizeibeamte auf diese Weise auf 80000 D. stellen, also 320000 Mk. und einer der letzten Bürgermeister von New York soll im Laufe seiner Amtszeit die Kleinigkeit von 7 Mill. D. «zurückgelegt» haben; der Ehrenmann starb im Gefängnis! —

Nach Ueberschreiten der Passhöhe senkt sich die Bahn in scharfen Kurven rasch bergab in fruchtbares Mais- und Obstland. An zahllosen kleinen Stationen wird gehalten, auch in Salem, der Hauptstadt Oregons. Es ist dies ein kleiner Ort mit 4500 Einwohnern, der eine ebenso unbedeutende Rolle spielt wie Kaliforniens Hauptstadt Sacramento.

Die ganze Fahrt bis Portland ist nach amerikanischen Begriffen eine wundervolle Gebirgstour, die durch wildromantische Gegenden führt. Uns hat sie wohl auch gefallen, da wir bisher meist nur Prairien und öde Landstriche durchfuhren, doch bietet diese Strecke nichts Ausserordentliches. Die Ueberwindung grosser technischer Schwierigkeiten bei dem kühn hergestellten Bahnkörper, einige Kehrtunnels und gewaltige Kurven verdienen alle Achtung.

Portland ist hervorragend schön an den Ufern des breiten, blauen Willamette gelegen, der zwölf Meilen unterhalb der Stadt sich in den Columbia ergiesst. Die Stadt

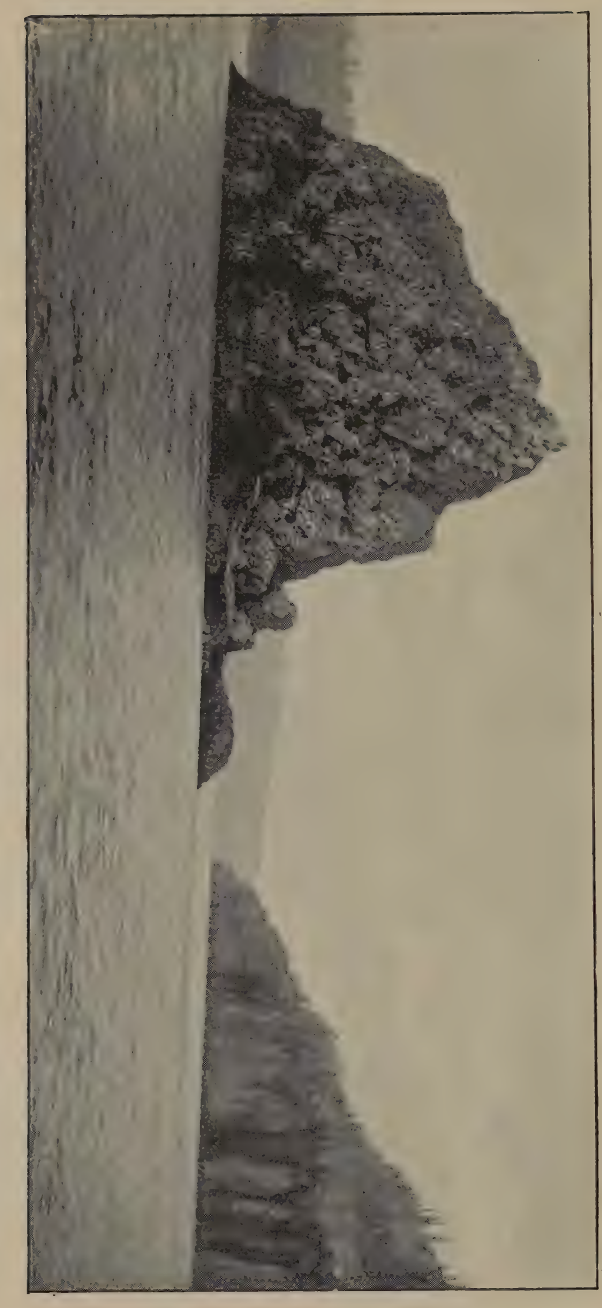
ist jung, wie alle pacifischen Städte, 1843 wurde sie gegründet und zählt jetzt 65000 Einwohner. Durch ihre für die Schiffahrt so günstige Lage und durch treffliche Bahnverbindungen hat Portland grosse handelspolitische Bedeutung erlangt und ist in kurzer Zeit, wie die Schwesterstädte Takoma und Seattle, fabelhaft emporgeblüht; 1891 betrug der Exportwert bereits 15 Millionen Pfund Sterling. Ausserordentlich einträglich ist der Fischfang im Willamette und Columbia, es kommen da Störe vor mit einem Gewicht bis zu anderthalb Zentner; der daraus gewonnene Kaviar geht meist nach Hamburg und wird vielfach als «russischer» Kaviar verkauft, dem er ebenbürtig sein soll. Auch der Ertrag des Lachsfangs in diesen Flüssen berechnet sich nach Millionen.

In den meisten amerikanischen Städten, namentlich des Westens, sind bekanntlich keine besonderen Sehenswürdigkeiten, wie in den Städten der Alten Welt zu finden, keine Gemäldegalerien, keine Prachtbauten, keine historischen Erinnerungsstätten. Das Hauptinteresse gipfelt hier darin, einen Gesamteindruck zu gewinnen, und dieser fällt in Portland, im Gegensatz zu vielen andern Städten, die wir besucht, sehr günstig aus. Man fährt mit der Kabelbahn auf die Portland Heights hinauf, um von hier aus die prächtige Gebirgsaussicht zu bewundern. Die ganze Stadt überblickt man und den sie durchziehenden Strom, meilenweit sieht man ins Land hinein bis zu dem herrlichen Gebirgskranz der Cascade Mountains, welcher sich in weiter Ferne um die Stadt zieht und aus dem stolze Gipfel emporsteigen, wie der Mt. Hood mit seinem Schneemantel, die runde Kuppe des Mt. St. Helens, sowie die weissen Häupter des Mt. Adams und Mt. Rainier (oder Takoma). Die Portland Heights krönen Villen aller Art, dazwischen sind überall noch die Ueberreste des Waldes stehen geblieben, welcher diese Höhen noch vor kurzem bedeckte.

Portland besitzt natürlich, wie die meisten Weststädte, seine China-town, in der etwa 3000 Chinesen leben.

Wir unternahmen von Portland aus den beliebten Ausflug nach Dalles oder The Dalles am Columbia. Man kann dazu Bahn oder Schiff benutzen; wir wählten zur Hinreise die Bahn und fuhren am folgenden Tag auf dem Flusse zurück. Diese Flussfahrt ist anfangs recht langweilig, man stoppt an vielen Orten. Das Anlegen geschieht auf sehr einfache Weise: der kleine Dampfer fährt auf den Strand, ein Brett wird ausgelegt, auf dem die Reisenden hinauf- und herunterklettern. Die Konstruktion unsres Schiffes war uns neu, es wurde von einem grossen Rad getrieben, das an Stelle der Schraube das ganze Hinterteil des Schiffes einnahm. Aehnliche Schiffe fahren auch auf dem Mississippi. Nach vierstündiger Fahrt landeten wir in Cascade Locks und mussten den Dampfer verlassen; der Fluss bildet hier so starke Stromschnellen, dass unser kleiner Dampfer nicht durchkommen konnte. Es ist wohl seit mehreren Jahren eine grosse Schleuse im Bau, allein die Arbeiten rücken der schwierigen Wasserverhältnisse wegen sehr langsam voran. Ist dieselbe einmal vollendet, so fällt das lästige Umsteigen weg. Vorderhand muss man aber fast zwei Stunden in Cascade Locks warten, bis ein andrer Dampfer sich von der entgegengesetzten Seite durch den reissenden Strom durchgearbeitet hat und die Reisenden aufnimmt. Auch späterhin wird die Fahrt auf dem Columbia nicht interessanter, und im ganzen kehrten wir von diesem Ausflug ziemlich enttäuscht zurück (s. Bild 4).

Weit mehr begeisterten wir uns für eine andre grössere Tour, die wir in Begleitung eines höchst liebenswürdigen Deutsch-Amerikaners nach den Urwäldern der pacifischen Küste antraten, um dort zu jagen. Um ein Haar hätten wir aber den ausgemachten Zug versäumt, der auffallenderweise zwölf Minuten zu früh abfahren wollte! Der Zug-



4. Scenerie am Columbiafluss.

führer liess sich jedoch herbei, bis zur planmässigen Abfahrtszeit zu warten. So fuhren wir denn, die Büchse umgehängt, mit Zelten, Schlaf- und Rucksäcken, Kochgeschirr und Proviant ausgerüstet, über Sheridan, Corvallis und Yaquina nach Newport, das hoch und freundlich gelegen, von den Wellen des Ozeans bespült wird.

Nach längeren Verhandlungen erhielten wir für uns und unser Gepäck drei Wagen, und so ging die Fahrt in frischer, köstlicher Luft flott voran auf dem hartsandigen Strande des Meeres. Sturmmöwen, Enten und Kormorane beleben das Wasser, auch Seelöwen und Robben tummeln sich auf kleinen Felsriffen, an denen wir dicht vorbeikommen. Zum Abendessen schossen wir uns Alpenstrandläufer, mit wenigen Schüssen hatten wir 80 Stück erlegt. Die Nacht kampierten wir bei dem kleinen Orte Stanford und wurden dann am nächsten Tage auf einer Dampffähre über die Alseabai nach Waldport übergesetzt. Bald fuhren wir auf hoher Sandküste durch dichten, schönen Wald oder unmittelbar dem Meere entlang und erreichten gegen Mittag Ocean View am Yahats River, einen wahrhaft idealen Punkt: hinter uns den prächtigsten Urwald, den man sich denken kann, vor uns den vollen Ausblick auf die See! Hier schlugen wir die Zelte auf und verweilten zwei Tage, um uns mit zwei Jägern, die in der Nähe ihre Range besassen, zu besprechen. Es wurde verabredet, dass vier von uns nicht weit von hier ihr Glück versuchen sollten, während wir andern vier (in San Francisco war noch ein Reisegefährte hinzugekommen) weiter im Süden jagen wollten. Jede Partei hatte einen tüchtigen Führer gewonnen, der zugleich gewandter Jäger war, und so durften wir auf guten Erfolg rechnen; die Führer sagten uns zudem, Wild gebe es genug, all plenty!

Wir nahmen nun auf acht bis zehn Tage von den andern Abschied und zogen weiter längs der Küste, zu-

nächst über das Kap Perpetua. Der Weg ist entzückend, die langgezogenen Wellen brechen sich mit grosser Gewalt an den flachen Felsen und Riffen, welche den Dünen vorgelagert sind. Draussen in ruhigem Wasser sahen wir viele Hunderte schwarzer Enten liegen, auch Pelikane beobachtete ich hier zum erstenmal und einige Adler und Aasgeier. Letztere dürfen, weil nützlich, bei fünf Dollars Strafe nicht geschossen werden. Die Hügel, über welche uns der Weg führt, sind dicht mit Farnen und Salallebeeren überzogen, der Lieblingsäsung der Bären; doch auch wir verachteten sie keineswegs, sie schmecken ganz ähnlich wie Brombeeren. Gegen Mittag stiessen wir plötzlich auf die sehr sorgfältig und nett gehaltene Besitzung (Guynn's House) eines wohlhabenden Ehepaares, das sich in dieser einsamen Wildnis angesiedelt hat und uns mit rührender Gastfreundschaft aufnahm. Unser heutiges Ziel war die Tenmile Crick, ein kleiner Gebirgsfluss, an dessen Mündung unser Führer sein Heim hatte. Auf der andern Seite liegt die Postoffice Minni. Selbst diese so verlassene Gegend, wohin nur höchst selten Touristen oder Jäger sich verirren, steht mit der Welt durch zweimal wöchentliche Postverbindung in Berührung. Die Entfernung vom Yahats bis hierher beträgt gerade zehn Meilen, daher die Bezeichnung Tenmile. Bald waren die Zelte gespannt und wir in lebhafter Thätigkeit, an einem mächtigen Lagerfeuer unsre Mahlzeit zu bereiten, die heute besonders gut mundete, da Frau Bray (die Frau unsres Führers) uns mit Milch und Honig erfreute.

Am folgenden Tag (22. August) um neun Uhr war die Karawane marschbereit. Mit der angenehmen Wagenfahrt hatte es aber jetzt ein Ende, nun hiess es hoch in die Berge klettern, nur ein Reit- und einige Packpferde standen uns zur Verfügung. Schon nach kurzem Marsch waren wir mitten im herrlichsten Urwald, erhaben und

grossartig in jeder Beziehung! Wege kommen hier natürlich nicht mehr vor, doch konnten wir einen ganz schmalen Pfad, sogenannten Trail, benutzen, der wohl ein alter Indianerpfad, ursprünglich aber ein vom Wilde ausgetretener Wechsel war. Wir hatten alle Mühe vorwärts zu kommen und uns durch das dichte Unterholz durchzuarbeiten; mitunter hörte der Trail streckenweise ganz auf. dann ist es vollends schwer, durch das Dickicht zu kommen und die Fortsetzung des Trails zu finden. Er folgte dem Laufe des Tenmile, den wir unzähligemal überschreiten mussten; in Ermangelung von Brücken benutzt man zufällig über den Fluss gefallene Baumstämme, die, oft kaum fussbreit, vom Regen ausserordentlich glatt waren. Es erforderte die grösste Vorsicht, diese natürlichen Brücken zu überschreiten, ohne ins Wasser zu fallen! Der Unterwuchs besteht aus Schlinggewächsen aller Art, aus zehn Fuss hohen Disteln, aus den verschiedensten Beergewächsen, aus mannshohen Farnen und wilden Kürbissen. Durch dieses Pflanzenchaos streben mächtige Bäume empor, Fichten, Tannen und Ahorne, ausgezeichnet durch schlanken Wuchs und ausserordentliche Höhe; fusslange Bärte von Algen und Moosen hängen an ihnen herab. Andre Stämme von riesigem Umfang liegen halb umgeworfen oder verfault und vermodert am Boden, neues, frisches Leben ersteht und grünt auf ihnen, und so folgt eine Generation der andern; die Alten müssen Platz machen, damit die Jungen leben können. Man staunt über die Grösse und Herrlichkeit dieser Urwaldnatur, der wunderbar kühle Gang entzückt in hohem Grade, der feuchte Wald duftet köstlich nach den verwesten Pflanzenleichen, nach der Fülle der lebenden Pflanzenwelt!

Bei jeder Rast benutzten wir die Gelegenheit, im klaren Fluss zu fischen. Wir fingen mehrere Forellen von vier bis fünf Pfund, es kommen jedoch auch welche mit

acht bis neun Pfund vor. Merkwürdig gering ist das Tierleben hier. Wir sahen nur kleine Felsenmäuse (Jaculus hudsonianus, Baird) oder Shipmonts, eigentümliche wie Vögel zirpende Eichhörnchen (wahrscheinlich Tamias striatus, L.) oder Squirls und Kaninchen; auch die Ornis ist nicht reichhaltiger und nur durch Blauhäher (Cyanocitta cristata, L.), Spechte (Colaptes mexicanus, Sws.) und Kolibris vertreten. In den Gegenden, wo wir uns nun befanden, kommen bereits Wapiti, Bären und virginische Hirsche vor; an mehreren Bäumen entdeckten wir auch Verletzungen durch Bären, konnten aber kein Stück Wild zu Gesicht bekommen.

Diese ausgedehnten Urwälder an der Küste werden der mit Riesenschritten fortschreitenden Kultur wohl nicht mehr lange standhalten können. Nachdem wir mehrere Stunden gewandert, lichtet sich plötzlich der Wald: wir stehen vor der Hütte eines Farmers, der entferntesten Wohnung, die wir antrafen! Der Besitzer war augenblicklich leider nicht zu Hause. In diesen noch unvermessenen Küstenstrichen kann jeder Mensch umsonst 160 Acker (210 englische Fuss im Quadrat) Land aufnehmen; er muss sich aber verpflichten, fünf Jahre an Ort und Stelle zu bleiben und fünf Acker im Jahr urbar zu machen. Nach fünf Jahren darf er sein Grundstück verkaufen. Zur Urbarmachung wird der Boden mit allem, was darauf steht, abgebrannt, was natürlich bei den mächtigen Bäumen besondere Schwierigkeiten hat. Die Leute helfen sich damit, dass sie in den Baum Stufen einhauen und bis zu einer Höhe hinaufklettern, wo sie den Baum absägen können. Das erwähnte Verfahren gab uns eine Erklärung für die Thatsache, dass man bei Reisen und Wanderungen durch Nordamerika so sehr selten Waldungen sieht, die vom Feuer verschont geblieben sind.

Wir verliessen nun den Fluss und stiegen stark berg-

an; oft mussten wir uns mit der Axt den Weg bahnen, erst in der Region der abgebrannten Hochwälder bessert sich der Trail. 1853 sind nämlich sämtliche Küstenwälder meilenweit ein Raub der Flammen geworden, alles Wild flüchtete damals an die Küste; man sah Wapiti, Bären, Hirsche, Puma und Luchse in Menge umherlaufen, wie uns der Führer erzählte. Zu jener Zeit waren noch Indianer in dieser Gegend. Stundenlang kletterten wir bei furchtbarer Hitze und quälendem Durste die Berge hinauf, das dichte Unterholz erschwerte den Marsch, und ebenso die zahllosen gefallenen Baumstämme jeder Grösse, über die man mühsam steigen musste. Die Nacht war längst hereingebrochen, als wir nach zehnstündigem Marsch völlig entkräftet die langersehnte Quelle und damit einen Lagerplatz erreichten (s. Bild 5).

Vier Tage blieben wir in diesem Kamp, suchten in dieser Zeit alle Berge in weitem Umkreise ab und machten ausserordentlich anstrengende Pürschgänge; wir standen morgens und abends an und versuchten dem Wilde auf jede Weise beizukommen. Das ganze Resultat war aber, dass wir einigemal in weiter Ferne Bären sahen und nur zwei Wapitihirsche (einen Gabler und einen Spiesser) zur Strecke brachten. Es waren starke «Bulls», wie der Amerikaner sagt, mit einem Gewicht von sechs bis sieben Zentner. Den Namen Wapiti kennt man übrigens drüben nicht, die Wapiti heissen vielmehr Elk (Cervus canadensis, Briss.) und sind die grössten aller Hirsche. Wir wechselten dann mehreremal unsern Lagerplatz, um in andern Bergen unser Heil zu versuchen, aber weit und breit war kein Wild zu sehen, nur noch ein schwacher Spiess vom virginischen Hirsch (Cervus virginianus, Gm.) wurde erlegt. Diese Virginier, etwa von der Grösse unserer starken Damböcke, zeichnen sich durch lange Wedel und sehr lange Lauscher aus. Wir hatten weder Zeit noch



5. Im Kamp.

Lust, dieser erfolglosen, mühsamen Jagd länger obzuliegen, trotzdem uns der Führer dazu bewegen wollte. Wohl ist es wahr, dass Wild genug hier vorkommt, allein in dem schwierigen Gelände kann man demselben zu dieser Zeit nicht beikommen, einzig und allein zur Brunftzeit im Herbst lässt sich ein gutes Resultat erhoffen.

Unsre Freunde hatten noch mehr Pech als wir gehabt und absolut gar nichts geschossen! Immerhin haben wir diesen vierzehntägigen Jagdausflug keinen Augenblick bereut, bot er uns doch Gelegenheit, einen grossen Teil Oregons zu bereisen und vor allem die herrlichsten Küstenlandschaften mit ihren grossartig interessanten Urwäldern kennen zu lernen.

Die in den West-Staaten vorkommenden Bären sind der braune Bär und der schwarze, sog. Baribal (U. americanus) mit gelber Schnauze; ferner der Sinamount Bär und der gefährlichste von allen, der Grissly (U. ferox), welcher recht selten ist. Während das Gewicht der erstbezeichneten Arten 6—10 Ctr. beträgt, erreichen die Grisslys ein solches von 17 Ctr., von welchen oft 3 Ctr. allein auf Fett entfallen. Der Grissly greift den Menschen meist ohne weiteres an, seine Lebenszähigkeit ist so ungeheuer, dass der beste Blattschuss ihn noch lange nicht zu Fall bringt. Der sog. «Silbertyp» scheint eine Abart des Grissly zu sein, wenigstens versicherten uns die bedeutendsten Jäger, dass es nur eine einzige Grisslyart giebt. Die meisten Bären im Westen werden übrigens nicht geschossen, sondern in schweren Eisen oder Gruben gefangen. Unser Führer fängt auf diese Weise alljährlich etwa 20 Stück, meist im September zur Reifezeit der Salallebeeren. —

Nach neueren Gesetzen dürfen Elks nur von August bis November geschossen werden, ferner muss man von jedem geschossenen Stück auch das Wildbret mitnehmen, während früher die Jäger meist nur die Decke benützten

und alles andre, selbst die Geweihe, liegen liessen. Im allgemeinen kümmert man sich aber in Amerika bekanntlich wenig um die Gesetze und zumal im Urwald, wo eine Kontrole nicht denkbar ist! Vielfach jagen die Leute mit allen möglichen und unmöglichen Hunden; in Oregon z. B. mit schottischen Schäferhunden. Unser Führer hatte einen solchen bei sich; der Hund zeigt das Wild an und zwar je nach der Wildart in verschiedener Weise, so dass sein Herr aus dem Verhalten des Hundes sofort weiss, was er vor sich hat. —

Als wir dann nach Portland zurückkehrten, hiess es natürlich in den Zeitungen, wir seien mit kolossaler Beute, zahlreichen Bären, Hirschen u. s. w., und sehr befriedigt heimgekommen! — Zum Beweis, dass die Schwaben bekanntlich überall in der Welt anzutreffen sind, bemerke ich hier beiläufig, dass der Schwabenverein in Portland über 40 Mitglieder zählt.

Die Strecke Portland—Takoma ist interesselos; bei Kalama wird der Zug auf einer Dampffähre über den Columbia befördert und tritt dann in den Staat Washington ein. Takoma ist terrassenförmig am Südende des Puget Sound aufgebaut und sehr schön gelegen. Von den Höhen geniesst man einen wunderbaren Rundblick auf den vielverzweigten Sund und die Cascade Mountains mit der Schneekuppe des Mt. Rainier. Die Stadt bietet nichts Sehenswertes, sie ist mit ihren 5000 Einwohnern eine der jüngsten West-Städte, trägt aber schon vollkommen das Gepräge einer Grossstadt. Die Bewohner von Takoma schienen über unsern Besuch besonders erfreut und geehrt zu sein, schon wenige Stunden nach unsrer Ankunft kam im Takomaer Tagblatt ein Artikel über uns, der die fettgedruckte Ueberschrift trug: «Two real live German counts in the city»! Weiter hiess es dann auch: «They do not speak the American language». Leider entsprach dies

ziemlich der Wahrheit, denn wir standen mit der «amerikanischen» Sprache auf mehr oder weniger gespanntem Fusse!

Von Takoma aus findet regelmässige Dampferverbindung mit Alaska statt. Die ganze Alaskatour nimmt ungefähr vierzehn Tage in Anspruch und führt dem Reisenden einzig dastehende Naturschönheiten vor Augen, die vielfach an Norwegen erinnern sollen. Leider reichte die Zeit nicht aus, diese Fahrt zu unternehmen. Wir beschränkten uns darauf, über den Sund bis Seattle zu fahren. Der Puget Sound ist eine wunderschöne Bucht des Pacifischen Ozeans, die meilenweit tief in das Festland einschneidet. Zahlreiche Inseln, idyllische Uferwälder und hohe ihn umschliessende Gebirge verleihen dem Sund einen eigentümlichen Reiz.

Auch Seattle (nach einem Indianerhäuptling benannt) ist auf Terrassen angelegt und darf sich trotz kurzen Bestehens (1852 gegründet) rühmen, bereits eine Universität zu besitzen. Der Brand von 1889, der das ganze Geschäftsviertel vernichtete, war hier, wie in Chicago, die Veranlassung zum ausserordentlichen Aufblühen und Wachstum der Stadt. Auch hier führt die Kabelbahn nach mehreren Richtungen viele Meilen landeinwärts meist durch bewohnte Gegenden.

Die beiden Städte Takoma und Seattle sind erbitterte Rivalinnen, jede will mehr Einwohner haben, jede schöner sein als die andre. Diese Rivalität ist sehr spasshaft und charakteristisch, sie besteht natürlich auch zwischen den einzelnen Nachbarstaaten, besonders stark zwischen Oregon und Kalifornien. Jeder dieser Staaten behauptet, den höchsten Berg zu besitzen. Die Grösse in allem und jedem ist ja der Stolz des Amerikaners! Nun ist aber Oregons höchster Berg leider um weniges höher als der höchste Gipfel Kaliforniens, und die Kalifornier sind wütend, wenn

man ihnen dies unter die Nase reibt. Dafür besitzen aber die kalifornischen Wohnungen eine Eigentümlichkeit, die denjenigen von Oregon fehlt, das sind die — Wanzen!

Man hört oft sagen, dass die amerikanischen Städte sich ungemein gleichen, habe man die eine oder die andre besucht, so kenne man sie alle, denn sämtliche weisen denselben schachbrettartigen, sehr praktischen Bauplan auf. Diese Behauptung trifft wohl für die Weltstädte des Ostens zu, allein die Städte des fernen Westens zeigen doch einen wesentlich andern Charakter durch ihre meist anmutige Lage, ihre üppige Vegetation und ihr gemütlicheres Leben. Hier sind noch keine zwanzigstöckigen Steinkolosse, noch keine Fabriken, welche mehrere Blocks einnehmen; man ist hier nicht in ein Häusermeer begraben, aus dem man nicht herausfindet, mit einem Wort: die Dollarjagd ist im Westen noch nicht so wild! Dies bezieht sich auf Los Angeles und sogar auf San Francisco trotz seiner 300000 Bewohner, ganz besonders aber auf die kleineren Städte im nordwestlichen Zipfel der Union, auf Portland, Takoma, Seattle u. a. Sie sind allerdings noch mehr oder weniger im Werden begriffen, selbst Frisco zeigt noch ein recht unfertiges Aussehen. Aus praktischen Rücksichten sind eben diese Jungstädte enorm weitläufig angelegt und für die späteste Zukunft zugeschnitten; daher sieht man oft mitten in der Stadt noch grosse unbebaute Sandflächen oder Waldstücke. Aber rastlos wird allenthalben gearbeitet, mit zähester Energie das gesteckte Ziel verfolgt, und der Erfolg bleibt in der Regel nicht aus. Gerade auf diesem Arbeitsgebiet im Westen habe ich die Amerikaner bewundert! Bei Neuanlage einer Stadt muss vor allem möglichst bald eine Strassenbahn gebaut werden, die nach allen Richtungen weit ins Land hinausführt und die Kultur in die Ferne trägt. Ist die Bahn einmal da, so siedeln sich längs der-

selben allmählich Menschen an, Bank- und Zeitungspaläste sind dann die ersten grösseren Bauten, die in einer solchen Werdestadt emporblühen.

Alle westlichen Städte Nordamerikas verdanken bekanntlich ihre Existenz den dahin führenden Eisenbahnen. Diese sind Eigentum von Privatgesellschaften und wurden in der Weise ins Leben gerufen, dass auf beiden Seiten des Schienenweges abwechselnd je eine Quadratmeile Land der betreffenden Gesellschaft überlassen wurde, die nächste dem Staat verblieb u. s. f. So sind diese Gesellschaften in den Besitz ungeheurer Länderstrecken gekommen, die sie im Laufe der Zeit verkauften, was ihnen viele Millionen eintrug. Trotzdem haben sie aber schlecht gewirtschaftet, wie neuerdings der Zusammenbruch verschiedener grosser Bahnen beweist. Wie überall, so ist hier erst recht das Bestreben in erster Linie auf Gewinn gerichtet, daraus erklären sich die grossen Schattenseiten der amerikanischen Bahnen. Was an Luxus und Technik verschwendet wird, muss auf der andern Seite gespart werden und zwar geschieht dies in ausgedehntem Masse auf Kosten der Sicherheitsmassregeln, die ja in Amerika bekanntlich ganz erschreckend schlecht sind.

Mit dem Besuche Seattles hatte unser Aufenthalt im Westen der Vereinigten Staaten sein Ende erreicht. Wir mussten nun schleunigst weiterreisen, um zur richtigen Zeit im Yellowstone Park und in den südlich davon liegenden Gebirgen einzutreffen, wo wir längere Zeit zu jagen beabsichtigten. Die Bahnstrecke von Seattle bis Livingston (etwa 1660 Kilometer) bietet dem Auge wenig Schönes, wir hielten uns nur kurz in Butte City auf, um diese berühmteste Minenstadt, wo jährlich für 25 Millionen Pfund Sterling Erze der Erde entnommen werden, flüchtig zu besichtigen.

Auf der ganzen Linie trafen wir an vielen Stationen

Indianer, die den Yakima, Flathead und andern Stämmen angehörten. Um 1600, zur Zeit ihrer Entdeckung, schätzte man ihre Zahl auf 730000, heute leben höchstens noch 250000 Indianer in der Union. Von dem ersten Erscheinen der Weissen an kämpften die Rothäute mit grösster Energie und Zähigkeit um den Boden, über zwei Jahrhunderte dauerte der Verdrängungsprozess, bis 1820 das System der Reservationen zur Grundlage der verwaltungsrechtlichen Ordnung der Indianerfrage gemacht wurde. Aber die Unruhen und Kämpfe dauerten fort, da die Agenten die Indianer in schamlosester Weise betrogen, sie von ihrem Grund und Boden wegjagten und mit nichts versorgten. Erst die Niedertracht einer verkehrten Kultur hat diese ursprünglich harmlosen Leute zu grausamen Bestien gestempelt. Nach Hunderttausenden berechnen sich die Rothäute, welche als beklagenswerte Opfer einer gewaltthätigen Kultur und der Segnungen des Yankeetums zu Grunde gingen! Nicht die Zivilisation an sich hat diese furchtbare Dezimierung verschuldet, sondern die dauernde Berührung der Indianer mit den schlechtesten und verdorbensten Elementen, welche nur die Auswüchse der Kultur in die Ferne trugen. Zwischen den wilden und den sogenannten zivilisierten Indianern besteht eigentlich nur der Unterschied, dass letztere Schusswaffen führen und sich in Whisky berauschen!

Heutzutage sollen die Massregeln nun derart sein, dass eine sittliche und politische Hebung der tiefgesunkenen Indianerstämme mit Sicherheit erwartet werden darf.

Der Yellowstone-Park.

In einem weiten, von zwei Gebirgszügen der gewaltigen Rocky Mountains gebildeten Thale liegt die kleine Stadt Livingston, eine unbedeutende Station der Northern Pacific R. R., aber dadurch wichtig und bekannt, dass sie der Ausgangspunkt für den Besuch des weltberühmten Yellowstone-Parks ist.

Unsre aus acht Herren bestehende Gesellschaft beabsichtigte den Park zunächst zu besehen und dann südlich davon in den Urwäldern des Staates Wyoming der Hochwildjagd längere Zeit obzuliegen. Die ganze Ausrüstung für diesen Jagdzug, vor allem der Ankauf von Pferden, das Engagement von tüchtigen Führern und die Besorgung von Proviant nahmen mehrere Tage in Anspruch. Das Pferdematerial war im Gegensatz zu allen andern Bedürfnissen ausserordentlich billig, unsre Reitpferde kauften wir um durchschnittlich 25 Pfund Sterling, während die Lastpferde gemietet wurden. Da wir nach dem Austritt aus dem Park uns in zwei Gruppen zu teilen gedachten, so musste jede Gruppe mit einem Führer und einem Packer versehen sein.

Am 9. September waren wir endlich reisefertig und benutzten die kleine Zweigbahn, welche Livingston mit dem 51 Meilen entfernten Orte Cinnabar verbindet. Unser Unternehmer, Herr Fery, blieb in Geschäften in Livingston zurück, um dann in einigen Tagen mit den Pferden

und dem Gepäck nachzukommen und im südlichsten Hotel des Parks mit uns zusammenzutreffen. Die Bahn fährt am Yellowstone, einem Zufluss des Missouri, entlang und sodann durch mehrere schöne Canons. Interessant sind die Gletscherschliffe an den Felswänden des Middle Canon. Rechts erhebt sich der Cinnabar Mt., an welchem der eigentümliche Devil's Slide bemerkbar ist, zwei hohe Sandsteinwälle, die an 600 m hoch am Berge sich hinaufziehen.

In Cinnabar erwarten die Reisenden einige grosse, sechsspännige Stages, die bis zu 26 Personen fassen; alles stürzt darauf, um sich einen guten Aussichtsplatz zu sichern. Der Weg geht stark bergan, die Gegend ist vollständig kahl, nur Ginster und Kaktus erblickt das Auge. Wir kommen durch den kleinen Ort Gardiner an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Yellowstone. Hier betritt man die Nordgrenze des Parks, aber nichts deutet darauf hin, dass wir uns nun auf reserviertem Staatsboden befinden. Ein Park in unserm Sinn, geschmückt mit schönen Baumgruppen und grossen Rasenflächen, ist der Yellowstone allerdings nicht, er besteht im Gegenteil aus Hochflächen von riesiger Ausdehnung, die, meist von Urwäldern bedeckt, mehrere tausend Meter über dem Meere liegen und von hohen Gebirgszügen umschlossen sind. Auch von einer Umzäunung ist natürlich bei diesem enormen Park keine Rede. Wir haben inzwischen Montana verlassen und den Staat Wyoming («Equality State») betreten. Nach 1½ stündiger Fahrt halten wir vor dem geräumigen Mammoth Hot Springs Hotel, idyllisch in wildem Alpenthal gelegen. Es ist der Hauptpunkt des Parks, Sitz der Direktion und Militärbesatzung, die ganze Rundfahrt durch den Park beginnt und endet hier.

Zur allgemeinen Orientierung mögen einige Vorbemerkungen dienen. Der Yellowstone ist durch Kongressakte am 1. März 1872 als Nationalpark erklärt worden.

1863 wurde er durch Capt. Delacy und 1869 durch General Washburn, Cook, Folsom und andre näher bekannt, obwohl Jäger und Trapper schon früher von seinen Wundern berichtet hatten. 1871 erfolgte die wissenschaftliche Erforschung des Parks durch den Staatsgeologen Dr. F. Hayden, und seither haben sich natürlich zahlreiche Forscher mit ihm beschäftigt. Das mächtige Hochplateau, welches den Nationalpark bildet, ist von schneebedeckten Gebirgsstöcken überragt. Im Süden begrenzen den Park die wunderbar geformten Teton und Wind River Ranges, die zu den wildesten Gebirgen der Rockies gehören, im Osten die Absaroka Mts., im Norden die Snowy Range, und im Westen zieht sich die Galatin Range hin, welche zum Teil innerhalb der Reservation liegt. Während die Hochebene inmitten dieser Gebirgsumrahmung gegenwärtig an 2500 m Meereshöhe besitzt, lag sie früher weit tiefer; erst in der Tertiärperiode fanden aussergewöhnliche vulkanische Eruptionen statt, die das ganze Gebiet mit Lava überfluteten und emporhoben. Geologisch besteht also der Park aus rhyolithischer Lava, welche als mächtige Schicht auf den Kalken des Grundgebirges lagert. Von dieser kolossalen vulkanischen Thätigkeit früherer Zeiten sind heute nur noch schwache Spuren vorhanden in Gestalt von Geysirs (intermittierenden Springquellen), Kratern und Obsidianfelsen, Schwefelhügeln und Schlammvulkanen u. s. f., Eruptionsbildungen, welche allerdings alle ähnlichen Erscheinungen in der Welt in Schatten stellen. Die Zahl der heissen Quellen, Fumarolen und sonstigen aktiven vulkanischen Herde, schätzt man auf 5 bis 6000; etliche 50 Geysiers speien zwischen 50 und 200 Fuss hoch.

Der Besuch des Parks führt den Reisenden alle diese Wunder in langsamer Steigerung vom geringen bis zum grossartigen Höhepunkt, dem zauberhaften Canon des Yellowstone, vor Augen. Die Saison zum Besuche dauert

von 1. Juni bis 1. Oktober. Die sechstägige Rundfahrt in bequemen Wagen ist praktisch eingerichtet, je zu Mittag trifft man in einer der Lunchstationen und abends in einem Hotel ein; von ersteren sind drei, von letzteren vier im Parke verteilt. Selbstverständlich kann man sich an allen Punkten beliebig lang aufhalten. Der Preis für die Rundtour ab Livingston und zurück beträgt 60 Pfund Sterling, inklusive gesamte Verpflegung.

Der Nationalpark ist gänzlich unbewohnt, er steht unter der speziellen Aufsicht des Staatssekretärs des Inneren, zur Bewachung dienen zwei Schwadronen, welche den Sommer über in Patrouillen den Park durchstreifen und strenge Polizei ausüben. Der Yellowstone dient auch als Wildpark und birgt zahllose Tiere, wie Wapiti und virginische Hirsche, Elche, Bären und Wölfe, Bergschafe und Antilopen, Pumas, Luchse u. s. w. Auch die letzte Büffelherde Amerikas, etliche 4 bis 500 Stück, ist hier untergebracht und wird sorgfältig geschont. Da drei Viertel des Parks von Urwald überzogen sind, so finden alle diese Tiere vortrefflichen Unterschlupf. Wasserwild in Menge belebt die Flüsse und Seen, in denen Fische (besonders Forellen und Aeschen) in unglaublichen Massen vorkommen. Die Jagd im Park ist streng verboten, die Gewehre, ja selbst die Revolver durchziehender Jagdgesellsckaften werden versiegelt und von Patrouillen stets revidiert. Dagegen ist das Fischen (ausser mit Netzen) allenthalben erlaubt. Ueber die Grösse des Parks sind die Angaben sehr verschieden; er soll etwa die Ausdehnung des Königreichs Belgien haben (29000 qkm).

Nachdem wir nun ein oberflächliches Gesamtbild des Riesenparks gewonnen, wollen wir seine einzelnen Wunder näher betrachten.

Seitlich vom Mammoth Hotel, nur einige hundert Schritt von ihm entfernt, fällt der Blick auf die erste jener

wunderbaren Formationen, auf die Terrassen der Mammutquellen (s. Bild 6), welche sich als gewaltige zwischen zwei Waldhügeln kaskadenförmig herabziehende Masse von blendender Weisse darstellen. Sie bilden einen Travertinstrom, der in einer Länge von fast 4 km und in einer Tiefe von etlichen 50 m zur Thalsohle sich hinabsenkt und aus 10 bis 12 Terrassen besteht. An 70 heisse Quellen mit Temperaturen bis zu 100° C. entströmen hier dem Boden auf einer etwa 80 ha grossen Fläche. Jede Hauptterrasse ist ziemlich eben, aus weissem Kalksinter aufgebaut und teilt sich wieder in kleinere Terrassen. Diese sind durch Quellen entstanden, von denen jede ein rundes oder ovales Becken bildet, über welches das Wasser herabrieselt. Man steigt wie auf einer Treppe an den Terrassen empor über alte oder neue Absonderungen von Kalk, der oft wie Schnee oder Mehl aussieht und nach Aussage unsres Führers zur Herstellung von Leim dienen soll. Die Jupiterterrasse ist die grossartigste von allen, ein Schauspiel von eigentümlichster Pracht. Auf grösserem Umkreis liegen eine ganze Reihe verschieden grosser Becken, jedes von einem 10 bis 12 cm hohen Sinterrand umschlossen, und erfüllt mit krystallhellem Wasser, das je nach der Tiefe der Quelle bald himmelblau, bald grün leuchtet. In der Mitte jeder dieser Schüsseln kocht und dampft es, öfters werden auch kleine Wasserstrahlen ausgeworfen. Wie künstliche Schöpfungen erscheinen uns diese regelmässigen Becken, und doch sind sie nur das Produkt der ausscheidenden Thätigkeit des Wassers. Neben blauen und grünen Marble Bols sehen wir auch einzelne durch Eisen braun gefärbte, dann andre mit zart roter, schwefelgelber oder orangefarbiger Abtönung. Dazwischen ist das Terrain schneeweiss, wie über Eisterrassen fliesst das warme Wasser ab. Das herrliche Kolorit der Becken wird durch Pilze und Algen erzeugt, von welchen je nach der Wasser-



6. Terrassen in der Nähe des Mammoth-Hotels.

temperatur verschiedenfarbige Species den Boden der Becken überziehen. Die Absonderungen am überhängenden Rande derselben bilden regelmässige Zapfen oder gleichmässige Furchen, man könnte sie am besten mit Generalsepauletten vergleichen. Im Laufe der Jahrhunderte machen alle diese Sinterformationen grosse Fortschritte und wachsen zu Thal; stossen sie auf Bäume, so sterben diese natürlich ab, und so sieht man mitunter nur noch Baumkronen aus der Sintermasse herausragen. Die Schüsseln sind bald gefüllt, bald wieder tagelang leer, und an andrer Stelle sprudelt plötzlich ein kleiner Geysir aus dem Erdboden. Der Wechsel ist oft so rasch, dass sich in wenigen Wochen grosse Bassins bilden. Devil's Kitchen ist eine 20 m tiefe, schmale Felsspalte, in welche man auf einer Leiter hinabsteigen kann, um die wunderbar reine Drusenform der Sinterbildung zu besehen. In der Nähe befindet sich der White Solphery Spring, die wärmste Quelle mit einer Temperatur von 103^0 C., rosa und braun gefärbt. Auf einer weiteren Terrasse kommen wir zum White Elephant und besteigen seinen Rücken, auf dem etliche 20 kleine Geysirs thätig sind, deren Wasser stossweise am Leibe abfliesst. Immer neue Ueberraschungen treten uns entgegen, besonders entzückt uns die Farbenpracht all dieser seltsamen Erscheinungen und ihre grosse Mannigfaltigkeit. In zierlichster Form wird der überschüssige Kalk ausgeschieden, teils als Stalaktiten oder Korallen, teils als lange Fransen und seidig weiche Polster.

Beim Abstieg ins Thal wird man sich erst bewusst, welch kolossale Berge das Wasser im Laufe der Zeit hier aufgebaut hat. Am Fusse der Terrassen fallen uns zwei erloschene Geysirberge auf das Liberty Cap mit 14 m Höhe (s. Bild 7), und Giant's Thumb. Die ganze Pracht und Grösse dieses Naturphänomens gewährt ein so eigenartiges Schauspiel, wie es seit der beklagenswerten Zer-



7. Kalksinterkegel eines erloschenen Geysirs.

störung der berühmten Tarawerraterrassen Neuseelands nirgends mehr in der Welt vorkommt.

Durch freundliche Verwendung des Sekretärs der Yellowstone Hotel Gesellschaft wurde uns für die ganze Rundfahrt eine vierspännige Stage zur Verfügung gestellt, in der wir am 10. September die Fahrt vom Mammoth-Hotel zum Canon unternahmen. Der Weg führt durch eine schöne Klamm, das Golden Gate, und dann an merkwürdigen Obsidianfelsen vorbei, 80 m hohen Felsabstürzen, die aus einem vulkanischen Glas bestehen. Wir fahren am Beaver Lake entlang, der zahlreiche, aber unbevölkerte Biberdämme enthält, und kommen zur Bijah Spring. Aus diesem dampfenden Becken sprudelt das Wasser nicht in der Mitte auf, sondern die ganze Oberfläche siedet und kocht beständig. Nach einer Frühstückspause in Norris' Zeltlager wird das Norris Geysir Basin besucht, das erst vor 20 Jahren von Oberst Norris entdeckt wurde. Es

bildet eine weite Kieselsinterfläche, der Hunderte heisser Quellen entsprudeln. Die grösseren Geysirs tragen Namen, wie der Constant, welcher alle Minuten eine 30 Fuss hohe Wassergarbe emporschleudert. Ein andrer Geysir hat ein kreisrundes Becken von 10 m Durchmesser aufgeworfen, das bis an den Rand mit hellblauem Wasser gefüllt ist und mächtige Dampfwolken erzeugt. Gegenüber bietet sich uns eine andre sonderbare Erscheinung, da wird ohne Wasserausscheidung unter starkem Zischen eine mächtige Dampfsäule wie aus einer Lokomotive aus dem Erdboden getrieben, ein natürliches Ventil, durch welches die hochgespannten Erdgase sich einen Ausweg verschaffen. Ueberall brodelt und kocht es, alles ist in Thätigkeit, bald speien diese, bald andre Geysirs, in allen Teilen dieses Eruptionsgebietes entdecken wir Dampflöcher und überkochende Quellen.

Wir setzen die Fahrt fort, berühren die hübschen Virginiafälle, und dann geht es durch monotone Waldlandschaft. Plötzlich sehen wir einen Wolf, der in grösster Gemütlichkeit auf etliche 30 Schritt uns folgt; oft blieb er stehen, äugte uns an und kam dann auf kaum 10 Schritt an den Wagen heran. Der Kerl wusste wohl, dass ihm nichts geschehen durfte, und wir benützten die Gelegenheit, einige Momentbilder von ihm aufzunehmen.

Gegen Abend besichtigten wir den Oberen Fall (Upper Fall) des Yellowstone, der mitten aus waldiger Umgebung 33 m hoch abstürzt. Auf schmalem Pfade geht man dann eine Viertelstunde weiter zum Grossen Yellowstone-Fall (Lower Fall); dieser ergiesst sich von einer Höhe von 95 m in das grosse Canon. Hier sind wir nun am erhabensten Naturwunder des Parks angekommen!

Das Grosse Canon des Yellowstone (siehe Bild 8), überhaupt einer der sehenswertesten Punkte Nordamerikas, ist ein 24 Meilen langes Thal, das am oberen (südwest-

lichen) Ende sich zu einer gewaltigen Schlucht von grösster landschaftlicher Schönheit verengt. Wir stehen neben dem Grossen Fall auf einer Aussichtsplatte, unser Blick fällt in die gähnende Tiefe, wir sind starr vor Bewunderung dieses unbeschreiblich grossartigen Bildes! Beiderseits steigen nackte Rhyolithfelsen in den kühnsten Formen nahezu 400 m hoch empor, sie sind von zahllosen Furchen und Schluchten zersägt und nach oben mit Spitzen und Zacken und Kegeln gekrönt. Zugleich zeigen die mächtigen Felswände die lebhafteste Färbung in allen Stufen und Abtönungen der Farbenskala. Diese bunten Farben rühren von der Zersetzung der rhyolithischen Lava durch die auch hier dem Boden da und dort entströmenden Dämpfe her. So sendet zum Beispiel tief unten im Abgrund ein kleiner Geysir seine Dampfsäule empor. Nach oben zu ist das Canon 300 bis 1400 m breit, seine Ränder sind von Fichten umsäumt und so steil, dass der Abstieg unmöglich scheint. Auf einigen unzugänglichen Felsspitzen erblicken wir Adlerhorste.

Bezüglich der Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit von Naturfarben ist den beiden grossen Canons Nordamerikas nur der Vesuvkrater zur Seite zu stellen. Bei einem Vergleich der beiden Canons gebührt meiner Ansicht nach dem Colorado Canon die Palme infolge seiner fabelhaften Dimensionen, seiner berauschenden Farbenkraft und merkwürdigen Gesteinsschichtung. Das Yellowstone Canon, an sich natürlich auch eine Schöpfung der Natur allerersten Ranges, ist gewissermassen eine Miniaturausgabe des Canon vom Colorado.

Wir übernachteten in dem nahen Grand Canon Hotel und machten am nächsten Morgen einen Spaziergang längs des Canon nach den zwei bekannten Aussichtspunkten: dem Look out Point und dem 3/4 Stunden entfernten Inspiration Point, 460 m über dem Fluss gelegen.

Von hier aus überblickt man die berühmte Schlucht ihrer ganzen Länge nach, man entdeckt wieder andre Schönheiten und Wunder und gewinnt neue unvergessliche Eindrücke.

Der Weg zieht sich weiter durch das Thal des Yellowstone, überall finsterer Urwald und bald da bald dort Zeichen vulkanischer Thätigkeit. Das Interessanteste während der heutigen Fahrt ist der Mud Caldron, ein Schlammgeysir, der zu den seltsamsten Erscheinungen im Parke gehört. Der eigentliche Geysir kann nicht gesehen werden, er liegt unter einem ausgehöhlten Felsen. Aus dieser Höhlung werden unter heftigem Poltern und Dampfentwickelung fortwährend Schlammmassen geschleudert, während auf der 10 m breiten Oberfläche des Kotbeckens stets Blasen sich bilden, die dann platzen; von Zeit zu Zeit kommen auch heftigere Eruptionen vor. Der ganze Kessel mit seinem zähen Brei brodelt und pulsiert beständig, man hat bei diesem sonderbaren Schauspiel, das einen eigentlich anwidert, immer die Empfindung, dass die Geschichte plötzlich einmal in die Luft fliegt!

Schöne, malerische Flussbilder treten uns späterhin entgegen, wir verlassen dann bald den Wald, und plötzlich öffnet sich der Blick auf die tiefblaue Fläche des Yellowstone Lake. Dieser herrliche See bildet im Vereine mit dem Canon den Höhepunkt der landschaftlichen Schönheit des Nationalparks. Es ist wahrlich ein Hochgebirgssee in der vollsten Bedeutung des Worts, liegt er doch bei einer Ausdehnung, welche diejenige des Lago Maggiore noch übertrifft, in einer Meereshöhe von 2350 m. Mit Wonne schweift das Auge über die schön gewundene Uferlinie, über die ihn völlig einschliessenden Nadelwälder und hinüber nach dem schneegekrönten Absarokagebirge, das sich an der Ostküste des Sees hinzieht. Dicht am Strande erhebt sich das Yellowstone Lake Hotel, ein vor-



8. Grand Canon.



9. Old Faithful Geysir.

züglicher Standort für Angler. Ein kleiner Dampfer befährt den See.

Der dritte Tag unsres Parkaufenthalts brachte uns von hier nach den beiden grossen Geysirbecken im Westen vom Yellowstone Lake, eine zehnstündige Fahrt. Unterwegs wird am Hot Springs Basin gehalten, zahlreiche heisse Quellen entspringen hier unmittelbar am See; eine davon liegt so dicht dabei, dass es ohne Veränderung der Stellung möglich ist, eine Forelle zu fangen und sie in der Quelle zu kochen. In der Nähe von Larry's Lunch Station bewundern wir die höchst merkwürdigen Paint Pots, kleine Farbtöpfe, von denen jeder eine charakteristische Farbe trägt. Der Inhalt der Töpfe sieht wie dicke Oelfarbe aus. Auf einem kaum zimmergrossen Raum entpuffen dem Boden über 80 solcher niedlichen Schlammgeysirs, die oft nur 12 cm Durchmesser haben. Unter Dampfentwickelung wallen die buntfarbenen Kessel auf, und die sich bildenden unu berstenden Blasen werfen teigige Fetzen und Batzen aus. Dieses Spiel ist von eigentümlichem Geräusch begleitet, als ob man in tiefem, halbfeuchtem Kot quatscht.

Wir kommen sodann am Duck Lake, einem reizenden Waldsee, vorüber und späterhin am grossen Shoshone Lake. Zwischen diesen Seen liegt die Continental Divide, die Wasserscheide des Felsengebirges, in 2470 m Höhe. Stets bergab fahrend, gelangt man in das Thal des Firehole River, sodann zum oberen und 8 km weiter zum unteren Geysirbecken, an dem das südlichste Parkhotel, Fountain Geysir Hotel, gelegen ist. Es war überfüllt, so dass man uns zumuten wollte, zu zweien in einem Bett zn schlafen; wir lehnten aber dieses freundliche Anerbieten dankbar ab!

Dieses ganze südliche Eruptionsgebiet zählt zu den fesselndsten Merkwürdigkeiten des Nationalparks. Sehen wir uns zunächst das obere (Upper) Geysirbecken näher

an. Etliche 40 Geysirs springen hier auf verhältnismässig kleinem Raum aus der Erde, darunter der bedeutendste des Parks, der Old Faithful, der «alte Getreue», so genannt, weil er der einzige ist, auf den man sich verlassen kann (s. Bild 9). Mit rührender Sicherheit schleudert er seinen Strahl alle 65 Minuten 45 m hoch empor. Sein Krater erhebt sich auf niedrigem, aus Sinterkrusten sich aufbauendem Hügel und besteht aus einer schmalen, langen Spalte, aus der fortwährend Dampfwolken aufsteigen. Blickt man in den Krater, so zittert und glänzt in der Tiefe die siedende Wassermasse. Sie steigt allmählich empor, und sobald das Wasser die Randhöhe nahezu erreicht hat, erfolgt plötzlich die Eruption. Mit ausserordentlicher Kraft wird die hohe Wassersäule, in Dampf gehüllt, senkrecht empor gejagt. Der wunderbare Anblick dauert nur 4 bis 5 Minuten, dann sinkt die Fontäne ziemlich rasch in sich zusammen und Ruhe ist wieder eingetreten.

In der Nähe liegt der Beehive, dessen regelmässiger Kraterkegel einem Bienenkorb gleicht. Er arbeitet alle 10 bis 30 Stunden und wirft sein Wasser bis 60 m hoch aus. Dieses ist so heiss, dass es schon während der Eruption grösstenteils verdampft. Oestlich davon erblicken wir die Giantess, sie ist sehr faul und springt nur alle 14 Tage. Auf kleiner Erhöhung thront der Sponge, ein schwefelgelber Rundkrater von dem Aussehen eines Schwammes. Es folgt einer der herrlichsten Geysirs und jedenfalls der höchste von allen, der Giant, der seine Künste jeden sechsten Tag ein bis zwei Stunden lang produziert und 75 m hoch springt. Sein Krater ist erfüllt mit tiefblauem Krystallwasser, das beständig kocht und siedet.

Die verschiedenen Krater sind meist mit Sintergebilden prachtvoll ausgepolstert und wunderschön gefärbt, mitunter gleichen sie aufgeschlagenen Krystalldrusen oder zeigen auffallende Aehnlichkeit mit Korallenstöcken

und Seeschwämmen ganz bestimmter Art. Durch besonders hohe Auswurfkegel zeichnen sich die Geysirs: Grotto und Castle aus. Bei letzterem baut sich die Umrandung etliche 6 bis 7 m kreisrund auf, man kann den kleinen Berg bequem besteigen und in den Krater schauen, an dem sich ringsum gelbe und orongefarbige Sinterpolster abgesetzt haben. Castle sendet seinen kochenden Strahl alle 30 Stunden in die Lüfte. Auf der Strasse zwischen dem oberen und unteren Becken liegt die herrliche Morning Glory Spring, ein in den zartesten Farben abgetöntes Bassin von mehreren Metern Durchmesser, dessen Wasser köstliche Klarheit zeigt und überaus durchsichtig ist bis in die grösste dunkelblaue Tiefe.

Im unteren (Lower) Geysirbecken kommen wir nun zu einem der schönsten Geysirs des Parks, zum Fountain Geysir. Sein 30 Fuss im Durchmesser grosses Becken ist ebenfalls blau und erscheint je nach der Tiefe bald heller, bald dunkler gefärbt. Er spielt alle 3 bis 5 Stunden je 10 bis 20 Minuten, es ist aber nicht ein Einzelstrahl, wie beim Old Faithful, sondern von allen Seiten des schäumenden Kratersees schiesst das Wasser in Garben empor und durcheinander. Das grossartige Schauspiel übt auf den Besucher einen mächtigen Eindruck aus, zumal wenn die Sonne den thätigen Geysir erleuchtet, so dass das ausgeworfene Wasser wie Silberregen niederfällt. Das untere Geysirbecken enthält gegen 700 heisse Quellen und 20 Geysirs, an vielen Stellen haben sich schönfarbige Seen gebildet und Sinterablagerungen von wechselvoller Gestalt.

Betrachten wir nun noch die sehr eigentümlichen Mammoth Paint Pots (Mud Puffs), Schlammvulkane von ähnlicher Beschaffenheit wie die oben beschriebenen. Aus grösserem mit teigartigem Schlamm erfülltem Becken steigen fortwährend Blasen auf, welche den Schlamm auf-

werfen, der beim Zurückfallen sonderbare Figuren erzeugt. Das Becken ist von einem mehrere Fuss hohen Schlammwall umgeben, um den herum einzelne durch rosa oder gelbe Färbung ausgezeichnete kleine Schlammquellen mehr oder weniger fleissig sind. —

Die vulkanische Thätigkeit der beiden Geysirbecken nimmt unser Interesse voll und ganz in Anspruch, man fühlt sich hier den geheimen Mächten im Erdinnern gleichsam näher gerückt. Unwillkürlich drängt sich uns der Gedanke auf, welch fabelhafte Spannungen und Kräfte im Schosse der Erde zusammenwirken müssen, um solche Riesenwerke zu erzeugen. Die intermittierenden Springquellen des Parks sind die grössten der Welt, auch an Zahl und Höhe weit bedeutender wie diejenigen auf Island und Neuseeland. —

Wir sind nun mit unserer Wanderung durch den bekannteren Teil des Nationalparks zu Ende und haben dabei den Eindruck gewonnen, dass derselbe wahrlich ein Wunderland im eigentlichsten Sinn des Wortes zu nennen ist, dem kein ähnliches auf Erden zur Seite gestellt werden kann. Staunend betritt man diese eigentümliche Welt, auf Schritt und Tritt erblickt das Auge fremdartige Erscheinungen wie nie zuvor; hier tritt uns die Natur nicht starr und tot entgegen, sondern überall herrscht reges Leben, eine eruptive Thätigkeit von grösster Vielseitigkeit, von ausserordentlichem Wechsel! Dieses Jahrtausende schon bestehende Schaffen und Arbeiten der Natur, das hier in allen denkbaren Formen unsere Sinne gefangen hält, ist das überaus charakteristische Merkmal des Yellowstone. Der Naturfreund trennt sich nur schwer von all den geschauten Wundern und möchte noch näher eindringen in die Rätsel dieser geheimnisvollen Werkstatt der Natur, welche ihm hier so freigiebig einen Einblick in ihr Innerstes gewährt.

Jagden in den Urwäldern Wyomings.

Nachdem wir den nördlichen Teil des Yellowstone-Parks zur Genüge bewundert hatten und inzwischen auch unser Unternehmer mit den Pferden im Fountain Hotel angelangt war, rüsteten wir uns zur bevorstehenden Jagdpartie so gut es hier ging mit allen möglichen Gegenständen aus und brachen am Morgen des 16. September auf. Nach Verabredung teilte sich unsre Gesellschaft gleich hier in zwei Gruppen, von denen jede zwei Trapper, sechs Reit- und acht Packpferde bei sich hatte. Die eine beabsichtigte östlich vom Park zu jagen, wir andern zogen weit nach Süden, um dort ein passendes Jagdgebiet ausfindig zu machen. Es war ein stolzer, ziemlich abenteuerlich aussehender Jagdzug, der sich da in Bewegung setzte und hinausritt in unbekannte, ferne Urwälder! Jeder von uns hatte ein bis zwei Gewehre vorn am Sattel in offenen Lederscheiden befestigt, selbstverständlich waren aber sämtliche Waffen versiegelt.

Der Ritt durch den südlichen Teil des Parkes ist entzückend schön, landschaftlich ist diese Gegend viel reizvoller, als die nördliche vom grossen Menschenstrom durchzogene Hälfte. Allein Strassen sind hier nirgends mehr vorhanden, höchstens schmale, oft aussetzende Trails, das sind von Indianern oder vom Wilde ausgetretene Pfade. Der ganze südliche Parkteil kann daher von Fremden nicht besucht werden, nur Jäger wagen

sich hie und da in diese wilde Einsamkeit. Gleich am Abend unsres ersten Marschtages hörten wir zum erstenmal Elks (Wapitihirsche) schreien, die Brunft hatte also zum Glück begonnen. Wir konnten aber erst gar nicht glauben, dass dieses merkwürdige und befremdende Pfeifen und Orgeln von jenen stolzen Hirschen herrühre. Der Brunftschrei gleicht auch nicht im entferntesten demjenigen unserer Hirsche, er hat vielmehr die grösste Aehnlichkeit mit dem Schreien unsrer Esel! Es lässt sich denken, wie überrascht wir waren, diese wohlbekannten Laute plötzlich hier in der Wildnis zu vernehmen.

Der Elkbestand im Park ist enorm, er wurde im Regierungsbericht von 1892 auf 25000 Stück angegeben. Für das Wild sind eigene Wächter angestellt, welche auch dafür zu sorgen haben, dass kein Wildfrevel vorkommt; an vielen Stellen sieht man auch naive Plakate angebracht mit der Aufschrift: «No shooting!» Da also im Parke nicht geschossen werden darf, sollte man annehmen, dass der Wildstand sich ungeheuer vermehre. Dem ist aber nicht so. Der Park liegt im Durchschnitt 2500 m hoch und ist im Winter von einer bis 11 Fuss dicken Schneeschicht bedeckt; das Wild kann sich daher hier nicht halten und wechselt in tiefere Lagen ausserhalb des Parks hinunter, wo es von Trappern und andern massenhaft weggeschossen wird. So hat z. B. einer unsrer Führer 1882 an den Parkgrenzen nicht weniger als 111 Elks in zwei Monaten erlegt.

Nach beschwerlichem viertägigem Ritt erreichten wir die Grenze des Parks. Eine Grenzmarke oder dergleichen ist allerdings nicht zu sehen, niemand weiss überhaupt genau, wo hier im Süden der Riesenpark anfängt oder aufhört. Unsere Trapper meinten aber, hier irgendwo müsse wohl die Grenze sein; so wurden denn schleunigst die Siegel von den Gewehren abgerissen, und bald darauf

eröffneten wir die Jagd mit einigen Grous, jenen Steinhühnern von der Grösse unsres Birkwilds, die nach den Tagen der Entbehrung trefflich mundeten. Besonders mühsam gestaltete sich mitunter das Ueberschreiten der zahlreichen breiten Flüsse, wir mussten oft lange nach einer passenden Furt suchen und weite Umwege reiten. Steile Abhänge herauf oder hinab müssen die Pferde natürlich geführt werden. Sehr vornehm sehen unsre Pferde nicht gerade aus, allein sie sind intelligent, zäh und ausdauernd und, was die Hauptsache ist, anspruchslos; sie werden niemals gefüttert, sondern müssen sich ihr Futter suchen, wo sie es finden und es oft mühsam aus tiefem Schnee herausscharren. Auch hat man nicht nötig, die Pferde nachtsüber anzubinden, nur einigen werden zur Vorsicht die Vorderfüsse gefesselt, die andern laufen frei umher. Trotzdem jene Fesseln wenig Spielraum gestatten, bringen es die Pferde doch fertig, damit ganz flott zu galoppieren. Meist hielten dieselben schön zusammen und entfernten sich nicht zu weit von unserm jeweiligen Lagerplatz, nur selten kam es vor, dass die Führer sie des Morgens nach der Fährte suchen und aus grösserer Entfernung zusammentreiben mussten.

Unser Weg führte uns zunächst am Shoshone und Lewis Lake vorüber, dann zum grossen Snake River (Schlangenfluss, wegen seiner zahlreichen Windungen so benannt), dessen rechtem Ufer wir längere Zeit folgten. Je weiter wir nach Süden wandern, desto grossartiger entrollt sich vor unsern Augen ein Gebirgspanorama von seltener Pracht. Wir erblicken die Teton Mountains in wunderbarer Beleuchtung, wilde Bergzüge mit spitzen Zacken und steilen Graten, gewaltige Schneeriesen, die noch keines Menschen Fuss betreten hat. Nun gelangen wir an den grossen Jackson's Lake, einen herrlichen See, umschlossen von einer Gebirgswelt, wie sie in Amerika

ihresgleichen sucht, völlig unbewohnt, das Eldorado des Jägers! Jackson's Lake gehört zu den schönsten Seen der Union, aber auch zu den unbekanntesten, er ist nicht viel kleiner als der Yellowstone Lake und bereits ausserhalb des Parks. Nur die einsame Range eines Trappers steht hier in auserwählter Lage, man kann da um die Kleinigkeit von 10 Pfund Sterling pro Tag wohnen und nach Herzenslust jagen! Wir begrüssten Mister Sargent und ritten dann weiter über graugrüne mit Ginster bewachsene Steppen und ausgedehnte Prairien mit ihren wechselnden Farbentönen. —

Am Abend dieses Tages schlugen wir am Snake River unser Lager auf, um von hier aus einige Tage auf Antilopen zu jagen. Die Sache war aber nicht so einfach, denn diese Tiere sind ungemein scheu und besitzen neben sehr scharfem Gesicht ein äusserst feines Gehör. Die amerikanische Antilope (Gabelbock oder Gabelgemse, Antilocapra americana = Antilope furcifer) ist die einzige Art des Landes und zugleich der einzige Hohlhörner, der abwirft. Die Antilopen haben etwa die Grösse unseres Damwildes, sind braungelb und weiss gefleckt und zeichnen sich durch schönen Grind und kluge Augen aus. Nur die Böcke tragen Gehörn; dieses ist ganz schwarz, nicht viel höher wie das unsrer Rehböcke, aber sehr stark und gabelförmig geteilt. Es hat grosse Aehnlichkeit mit den Krickel der Gemsen, die Spitzen sind jedoch nach innen gekehrt. Man jagt auf Antilopen entweder zu Pferd, schiesst also vom Pferde aus oder sucht ihnen zu Pferde so nah wie möglich zu kommen und pürscht sich dann an. Wir sahen öfters Rudel von 30 und 40 Stück und kamen auch auf weite Entfernung zu Schuss, aber meist ohne Erfolg. Trotz aller Mühe konnten wir nie gut ankommen, auch das Anstehen half nichts. Das ganze Resultat dieser viertägigen Jagd war nur ein schwacher Bock und zwei

Tiere. Immerhin war unsre Vorratskammer jetzt gefüllt, wir brauchten unsre Konserven, von denen wir überhaupt nur sehr wenig mitgenommen hatten, nicht anzugreifen.

Bei unseren Wanderungen über die Prairien begegnen wir oft ganz interessanten Tieren, wie z. B. dem Uson * (Erethizon dorsatum), einem Kletterstachelschwein von der ungefähren Grösse des Dachses mit ganz kurzen Stacheln im Gegensatz zu den südamerikanischen Arten mit ihren langen schönfarbigen Stacheln. Die Uson sind äusserst harmlos, man trifft sie im Walde an oder auf den Prairien, langsam und gemütlich laufen sie umher und erklettern Bäume, was sehr komisch aussieht. Wir machten uns oft den Spass, die Tierchen mit unseren Reitstöcken zu necken, sie spreizen dann ihren Stachelpanzer und suchen schleunigst Schutz auf dem nächsten Baum. Die Uson haben die Fähigkeit, ihre Stacheln zu lassen; unser treuer «Feldmann», der von diesem Kniff nichts wusste, beschnupperte einmal ein solches Tier, erhielt aber sofort einen starken Schlag, so dass die Schnauze des armen Hundes ganz mit Stacheln gespickt war. Von da an wich er jedem Uson sehr vorsichtig aus!

Weniger harmlos sind die Stinktiere (Mephitis mesomelas). Sie besitzen in ihren Stinkdrüsen eine Waffe wie kein andres Tier und sind infolge des fürchterlichen Pestsaftes, den sie ausspritzen, die gehasstesten Tiere. Ein Stinktier entwendete uns eines Abends vor unsern Augen eine prachtvolle, vierpfündige Forelle, auf die wir uns schon den ganzen Tag gefreut hatten. Die Führer erlaubten uns nicht zu schiessen, wir mussten dem Räuber seine Beute leider lassen aus Furcht vor dem nie auszurottenden Geruch. — Sodann sahen wir oft Prairiehasen

---

* Bekannt durch die trefflichen, überaus humoristischen Schilderungen des Grafen Heinrich Adelmann («62 Tage unter den Yankees»).

und bekamen dann und wann auch einen Prairiewolf, Cayote (Canis latrans) zu Gesicht, leider nicht zu Schuss.

Bis zu unserm eigentlichen Hochwildplatz waren es noch etwa 30 Meilen, eine weite Entfernung in unwegsamer Gegend, wo man bloss Schritt reiten kann; nur über die Prairien jagten wir in starkem Galopp. Wir hatten schon öfters bemerkt, dass unsre Führer sich sehr schlecht auskannten und selbst nicht recht in diesen Gebirgen Bescheid wussten. Nur die ungefähre Richtung unsres Zieles kannten wir, im übrigen waren aber unsre Hilfsmittel vollkommen ungenügend, besonders das Kartenmaterial. Selbstverständlich hatten wir die besten Spezialkarten bei uns, aber in Amerika will das nicht viel heissen, zumal in dieser Gegend, die kartographisch noch gar nicht aufgenommen ist. Niemand findet sich hier eigentlich zurecht mit Ausnahme der Indianer und einzelner Goldgräber, nur von diesen kann man zuverlässige Angaben erwarten. —

Es ist in der That ein seltener und köstlicher Genuss, unbekannte Gegenden von solch wilder Schönheit zu durchstreifen, man vergisst die mancherlei Strapazen und Entbehrungen und erfreut sich an dieser grossen, ursprünglichen Natur. In voller Pracht zeigen sich uns die Gebirge, die ganze Alpenkette der Teton Mountains liegt in sonniger Klarheit vor uns, dazwischen unabsehbare Prairien mit ihrem melancholischen Charakter. Vom Jackson's Lake ritten wir direkt nach Osten in die Ausläufer der Shoshone Mts., zweier gewaltiger von Nordwesten nach Südosten streichender Gebirgszüge, die einen Teil der südlichen Rocky Mts. bilden.

Am 26. September kamen wir nun endlich an einem grösseren Flusse an und gedachten hier längere Zeit zu jagen für den Fall, dass wir Wild genug anträfen.

Gleich am folgenden Tage erschien ein Goldsucher,

durch unser Feuer aufmerksam gemacht, im Lager. Ich war zufällig allein, er erzählte mir, dass Wild genug da sei und bat mich dann um etwas Tabak. Der Mann dankte mir dafür fast kniefällig und erbot sich, mir sogleich einen guten Platz zu zeigen. Wir marschierten 2 Stunden und kamen dann an einen kleinen See, an dem 3 Elks ässten. Ich war natürlich beim ersten Anblick dieses langersehnten Wildes so aufgeregt, dass ich den Hirsch glattweg fehlte, während mein Begleiter ein Kalb schoss. Damit war aber die Sache noch nicht erledigt. Während wir das Kalb aufbrechen, fängt auf einmal mein Hirsch auf der Höhe über uns an zu schreien. Ich fliege den Berg hinauf und in der Hast fehle ich den Kerl noch einmal auf kaum 70 Schritt! Aergerlich kehre ich ins Lager zurück und erfahre da zum Trost, dass auch noch ein anderer einen Hirsch sehr schön gefehlt habe. Unser erstes Debut war also nichts weniger wie glanzvoll! Immerhin hatten wir nun die Gewissheit, dass der Wildstand sehr beträchtlich sein musste. So beschlossen wir, hier zu bleiben, und richteten unser Lager zweckmässig und gemütlich ein. Wir umgaben es mit einer Umzäunung von Kiefernstämmen zum Schutz gegen Sturm und Schnee. Diese Massregel erwies sich als sehr notwendig, denn schon am folgenden Tage fing es an zu schneien, und die vollen 3 Wochen, die wir an dieser Stelle zubrachten, lag meist tiefer Schnee. Kein Wunder, denn wir befanden uns in 2300 m Meereshöhe! Innerhalb der Umzäunung standen nebeneinander die drei Zelte für je zwei Mann, und seitwärts hatten uns die erfinderischen Trapper einen gedeckten Schuppen aus Baumstämmen für unsere Habseligkeiten aufgebaut, der von drei Seiten mit Decken und Zweigen möglichst sorgfältig zugehängt war; auch einen Tisch zimmerten sie uns aus einer Proviantkiste, als Stühle dienten unsre Schnapsfässchen. In der Mitte des Lager-

raums brannte fast Tag und Nacht ein mächtiges Feuer. Wir lagen unter den Zelten in ganz geschlossenen Schlafsäcken aus Schaffell, nur die Köpfe guckten heraus; selbstverständlich legten wir die Kleider niemals ab, allein trotz allem froren wir barbarisch. Der Sattel als Kopfkissen und der hartgefrorene Erdboden als Matratze trugen auch nicht gerade zur Erheiterung der Situation bei!

Infolge der schlechten Karten konnten wir unsern Lagerplatz nicht genau bestimmen, wir wussten nicht einmal, ob der Fluss, an dem wir lagen, der Pacific- oder Buffalo-Creek sei.

Der starke Schneefall war uns jedoch äusserst willkommen, er liess uns hoffen, dass das Wild aus den höheren Lagen, wo es mit Vorliebe steht, herunterwechseln werde. Eine andre Art des Jagens als die Pürsch ist hier ausgeschlossen, wir machten daher jeden Morgen die verschiedenen Reviere aus, wo wir zu jagen gedachten, und zogen bald mit bald ohne Führer, teils zu Fuss, teils zu Pferd hinaus. Aber mit der Frühpürsch war es in der Regel nichts, denn die beiden Herren Führer standen eben auf, wann es ihnen passte, dann wurden die Pferde langsam gesucht und das Breakfast gemütlich zubereitet; ohne ein tüchtiges Frühstück im Leibe thut in Amerika kein Führer einen Zug! Vor 9 Uhr kamen wir auf diese Weise selten aus dem Lager. Zum Glück war dies ziemlich gleichgültig, wir beobachteten vielmehr, dass die Hirsche den ganzen Tag über schreien und dass gerade die Mittagsstunden die besten sind. —

Der 1. Oktober liess sich sehr gut an, wir sahen an diesem Tage zusammen an 150 Elks, Rudel von 11 bis 30 Stück. Erlegt wurden ein Zwölfer, ein Achter, zwei Gabler und zwei Spiesser. Ich möchte hier bemerken, dass die Jagd in Wyoming absolut frei ist, man kann schiessen was und wo man will, und braucht sich um

keinerlei Jagdgesetze zu kümmern. Von den erlegten Hirschen nahmen wir nur Geweih und Granen (Eckzähne im Oberkiefer), dann und wann auch die Decke mit, das Wildbret ist ungeniessbar. Für die Küche schossen wir junge Kälber, deren Wildbret ganz vortrefflich schmeckte und um so zarter und weicher wurde, je länger es lag. Es war weitaus das beste, was wir in Amerika genossen; dies will allerdings nicht viel heissen, denn in keinem Lande ist die Kost und speziell das Fleisch so schlecht wie in Nordamerika!

Unserm so ungemein vorsichtigen einheimischen Hochwild gegenüber ist es sehr befremdend, wie unempfindlich die Elks gegen Geräusch sind, wie nahe man sich anpürschen kann. Die erste und eigentlich einzige Bedingung ist guter Wind, sonst braucht man fast auf nichts zu achten. Auf einem Pürschgang, den ich einmal mit dem Führer machte, mussten wir, um unter guten Wind zu kommen, über einen dickbeschneiten, mit losen Felsblöcken bedeckten Abhang klettern. Kaum 150 Schritt vom schreienden Hirsch entfernt, machte mein Begleiter einen Fehltritt und stürzte mitsamt einem Felsblock. Infolge dieses heillosen Spektakels dachte ich natürlich, der Hirsch würde sich empfehlen, er schrie aber ruhig weiter. Wir entdeckten nun bald, dass er inmitten eines starken Rudels stand, ein Schuss also nicht anzubringen war, und umgingen das Rudel, soweit es der Wind gestattete, kauerten nieder und warteten ab. Auf einmal hörten wir auf den Ruf des Platzhirsches einen andern kampfbereit antworten, seine weit tiefere Stimme liess einen «big bull», einen stärkeren Hirsch erkennen. Er zog näher und näher, ich wagte kaum zu atmen beim Anblick dieses für einen Jäger so ausserordentlich fesselnden und aufregenden Bildes! Plötzlich sah ich den Hirsch auf etwa 80 Schritt spitz vor mir und versuchte nun ein vom Führer erlerntes

und öfter schon praktisch angewendetes Mittel, nämlich einfach einen starken Pfiff oder Schrei auszustossen, damit der Hirsch dreht, und man einen Blattschuss anbringen kann. Der Versuch gelang, der Hirsch verhofft, drehte sich breit und brach im gleichen Augenblick im Feuer zusammen. Es war ein sehr guter Zwölfer, der wohl seine sieben Zentner Gewicht haben mochte. Wenige Tage vorher hatte ich einen weit stärkeren Zwölfer gestreckt, dann erfolglos auf einen Zehner geschossen und endlich noch einen Spiesser erlegt — alles von einem Stande aus! Merkwürdig, dass man oft eine ganze Anzahl Schüsse auf das Wild anbringen kann, ohne dass es flüchtig wird. Es kennt eben in dieser Gegend, wo Menschen selten hinkommen, keine Gefahr, es hat keine Feinde, die es beunruhigen. Die besten Dienste leisten auf diesen Jagden Winchesterbüchsen, welche fünf bis sieben Schuss hintereinander gestatten.

Die Elkgeweihe zeichnen sich vor allem durch ihre gewaltige Stärke und Auslage, sowie durch nahezu gleichmässig starke Aug- und Eissprossen aus. Geweihe mit einem Gewicht von 35 bis 40 Pfund sind keine Seltenheit. Die Elks scheinen sehr unregelmässig aufzusetzen, zum Beispiel wird das Zehnerstadium oft übersprungen, auch Sechser und Achter sieht man verhältnismässig selten; am häufigsten kommen Zwölfer vor, auch Vierzehner, besonders ungerade, sind zahlreich vertreten, aber alle Stadien vom Vierzehner aufwärts gehören zu den grössten Seltenheiten. Unter den vielen hundert Elks, die wir sahen, war auch nicht einer, der mehr wie 14 hatte. Dagegen fanden wir ein altes, aber noch gut erhaltenes Geweih von ungerad 18 Enden mit vollständig erhaltenem Schädel, ein wahres Prachtstück. Unsere Führer sagten, sie hätten selbst noch niemals ein so kapitales Geweih gesehen; aber in den 80er Jahren sei in dieser Gegend ein 36 Ender

erlegt worden, die höchste Endenzahl, die beim Wapiti bekannt ist. Eine eigentliche Krone bilden diese starken Geweihe nicht, sie schaufeln sich vielmehr wie bei Elchgeweihen. Auch die Perlung fehlt den Elkgeweihen vollkommen, nur beim Spiesser kommt schöne Perlung vor. Den Träger des kapitalsten Geweihes unsrer gesamten Ausbeute schoss Herr G. Meisenbach aus München. Dieses Geweih (siehe Bild 10) wog über 40 Pfund, einige Masse mögen vielleicht interessieren: Rosenumfang 31 cm, Länge



10. Geweih eines Wapiti (Vierzehnender). Erlegt von G. Meisenbach.

der Augsprossen 47, der Eissprossen 44, der rechten Stange (über die Krümmung gemessen) 132, Auslage der Stangen 130, stärkste Stangenstelle 22 cm. Neben diesem massigen und klotzigen Geweih nahmen sich alle andern fast wie Schneider aus! Die stärksten Elks, die wir schossen, mögen 9 Zentner gewogen haben, in den Cascade Mts. sind aber welche erlegt worden mit 18 Zentner Gewicht. Ein Herr unsrer Jagdgesellschaft schoss eines Tages in wenigen Stunden drei starke Zwölfer nebst einem abnormen Vierzehner und berichtete uns über die ausserordentliche Wildmenge, die er an jenem Tag gesehen; er schätzte sie auf 250 bis 300 Stück, darunter an 30 schreiende Hirsche! Ein solcher Wildreichtum grenzt allerdings ans Unglaubliche.

Ausser Elks haben wir während dieser ganzen Jagdzeit nichts geschossen, wohl machten wir einmal Jagd auf einen Puma (amerikanischen Silberlöwen), konnten jedoch nicht ankommen. Häufig spürten wir Luchse in der Nähe unsres Lagers, wir stellten Fallen, aber umsonst, nur einmal fing sich darin ein lebendes Wesen, und das war leider unser braver »Feldmann», merkwürdigerweise hat er keinen Schaden davongetragen. Bären sind in jener Gegend sehr selten. —

Meist blieb einer von uns zur Ueberwachung des Lagers zurück, ein solcher dann und wann eingelegter Rasttag kam uns auch sehr zu statten, denn die Jagd war doch recht beschwerlich, man kehrte des Abends in der Regel sehr müde zurück, und trotzdem schliefen wir alle die ganze Zeit über schlecht. Es ist eigentlich erstaunlich, dass wir uns bei den ausgedehnten Pürschgängen nicht verirrten und zumal bei Nebel und Schneesturm stets das Lager wieder finden konnten. Nur ein einziges Mal kam es vor, dass einer fehlte; wir waren in Sorge um ihn, stellten Fackeln aus und gaben von Zeit zu Zeit Schüsse

ab, die ihn denn auch bald auf die richtige Fährte brachten. — Bei dem über jedes Erwarten günstigen Wildstand beschränkten wir uns in den letzten 14 Tagen nur noch auf starke Hirsche. Auf den wenigen uns zu Gebot stehenden Lastpferden hätten wir ja doch nicht alle Geweihe unterbringen können.

Unser Camp gewährte durch die zahlreichen prachtvollen Trophäen, die sich allmählich angesammelt hatten, einen wunderbaren Anblick und war abends öfters der Vereinigungspunkt der wenigen hier umherirrenden Leute. Auch ein Shoshone-Indianer, ein berühmter Biberfänger, besuchte uns dann und wann, eine charakteristische Erscheinung mit langem, schwarzem Haar, braunem Gesicht und phantastischer Lederkleidung mit Mokassins, ein sehr netter und bescheidener Kerl. Wir hielten ihn für etwa 60, er war aber 84 Jahre alt und sprach nicht weniger wie sieben Sprachen! Als ich ihm einmal ein Elksteak vorsetzen wollte, sagte er mit höflichem Stolz: «Merci, monsieur, j'ai déjà diné», als ob er eben von Pforte gekommen wäre! An einem Abend hockten wir zu zehn, wir sechs und vier Freunde, um das Lagerfeuer, ein ungewöhnlich malerisches Bild. Es interessierte uns in hohem Grade, diese abenteuerlichen Gestalten zu beobachten und von ihren wechselvollen Schicksalen und Jagden nach Wild oder Gold erzählen zu hören. Wir merkten aber doch, dass selbst in nordamerikanische Urwälder das Jägerlatein sich eingeschlichen hat! Ich will nicht verschweigen, dass auch wir allmählich ziemlich toll und wild ausgesehen haben müssen und von unsern Urwaldkollegen gar nicht so sehr abstachen. Gegen den Schluss der Jagd zeigte sich eine erschreckende Leere in unsrer Vorratskammer; Speck, Gemüse, Früchte, Zwiebeln, Milch und Zucker waren aufgebraucht, wir hatten nur noch Kartoffeln und Kaffee und täglich frisches Brot, das die Trapper trefflich

zu backen verstanden. Zum allgemeinen Jammer waren auch die zwei Schnapsfässchen ihres Inhalts längst beraubt, ebenso war der Tabak den Weg alles Irdischen gegangen. Das war uns die grösste Entbehrung! In den letzten Tagen wurden zahlreiche Aufnahmen unsres Lagerplatzes gemacht, der Indianer hatte sich natürlich auch dazu eingefunden und seinen besten Staat angelegt.

Eine gewisse Gleichgültigkeit stellte sich mit der Zeit bei uns ein, und zudem waren wir nach diesen anstrengenden 18 Jagdtagen und bei der ungenügenden Kost mehr oder weniger abgespannt, auch die Pferde waren recht übel daran. Jeder von uns konnte mit seinem Jagdergebnis wohl zufrieden sein, und da die beste Brunftzeit nun vorüber war, entschlossen wir uns zum Abmarsch; wir freuten uns, dieses Lederstrumpfleben aufzugeben und zur Zivilisation zurückzukehren. Schön und gesund war aber dieses frische, freie Leben im höchsten Grad, und keiner von uns hat die damit verbundenen Strapazen zu bereuen gehabt!

Unsre Gesamtstrecke betrug 3 Vierzehner, 12 Zwölfer, 6 Zehner, 2 Gabler und 3 Spiesser: ein Resultat, das unsre Erwartungen weit übertraf. Mit zwei unsrer fremdländischen Freunde wurde ein Abkommen getroffen, wonach uns diese drei weitere Packpferde zur Verfügung zu stellen und uns bis zur nächsten Eisenbahnstation zu begleiten hatten. Aber trotz der 11 Packpferde fanden doch nicht alle Geweihe Platz, nur die 19 stärksten kamen mit, und auch dies wurde nur dadurch ermöglicht, dass die Schädel in der Mitte auseinandergesägt wurden, so dass die gewaltigen Stangen flach ineinandergelegt und auf diese Weise leichter verpackt werden konnten. Es war eine lange, schwierige Arbeit, bis all die Lasten verschnürt und auf die einzelnen Pferde verteilt waren. Am 14. Oktober brachen wir auf, voran zogen die schwerbelasteten Packpferde, hinterher die sieben Reiter, einer der Führer musste

abwechselnd gehen. Alles war in bester Laune, besonders unsre beiden Trapper, hatten sie doch allein an Schussgeld die Kleinigkeit von 800 Mark verdient. Das ist die Geschäftssprache der neuen Welt!

Wir wählten zum Rückmarsch einen andern Weg als den bereits bekannten; etwa 130 englische Meilen (230 Kilometer) mussten wir nach unsrer Berechnung reiten, um zum Ausgangspunkt der Jagdreise zu gelangen, und wir hofften in sechs bis sieben Tagen da zu sein. Zu wiederholten Malen gab es aber mehrstündigen Aufenthalt, wenn die Packpferde sich an den Bäumen rieben oder gar sich wälzten, die Lasten sich dadurch verschoben und von neuem gepackt werden mussten. Meist brachten wir nur 12 bis 14 Meilen täglich zu stande, wir verirrten uns auch einigemal und verloren so eine Masse Zeit. Am 7. Marschtage endlich kamen wir wieder in den Park, in bekanntere Gegenden, auf die breite gute Landstrasse. Das war ein Genuss, die armen Pferde mussten denn auch laufen, was sie konnten, und so waren wir schon am folgenden Tage im Mammoth Hotel, wieder unter Leuten und in der Zivilisation. Alle Genüsse, die das Leben bietet, standen uns zur Verfügung: wieder einmal auf Stühlen zu sitzen, an gedeckten Tischen zu essen, in einem Bett zu schlafen, sich ordentlich waschen zu können und sein wertes Antlitz wieder in einem Spiegel zu betrachten: das alles war uns schon lange nicht mehr vorgekommen!

Die andre Jagdpartie war, wie wir hörten, schon vor etlichen Tagen hier durchgekommen, hatte aber zu unserm aufrichtigen Bedauern gar kein Resultat erzielt.

Da im Oktober die Bahn von Cinnabar nach Livingston nur alle acht Tage geht und wir gar zu lange auf dieselbe hätten warten müssen, mieteten wir nolens volens einen vierspännigen, offenen Lastwagen, auf dem wir und unser Gepäck notdürftig Platz fanden. Pferde, Sättel,

Zelte u. s. w. hatten wir an die Führer verkauft. Zwei volle Tage mussten wir nun in diesem Marterkasten aushalten und schwebten zudem noch in beständiger Angst, dass man uns wegen der Geweihe anzeigen würde, denn es ist den Fremden streng verboten, Geweihe etc. von einem Staat in den andern zu bringen. Allein kein Mensch kümmerte sich, Gott sei Dank, um uns, unbeanstandet kamen wir mit unsern Schätzen nach Livingston, unserm Ausgangspunkt zurück. —

Heil und gesund sind wir von der Reise heimgekehrt, schlechte Quartiere und schlaflose Nächte, Entbehrungen und Anstrengungen sind vergessen, und nur die schönen Tage, heitere Erlebnisse und sonnige Erinnerungen haften unauslöschlich im Gedächtnis!







